Expedition in Amerika: B. HERDER, 19 South fifth Street, St. Louis, Mo.

Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 10. „Die katholischen Missionen" erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang $ 1.75. postfrei. Oktober 1877.

Inhalt: Ausflüge im Libanon (Schluß). — Aus dem hohen Norden Amerika's (Fortsetzung). — Nachrichten aus den Missionen: Polynesien; Ostindien; Mesopotamien. — Miscellen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Aus Hai-men.

Ausflüge im Libanon.

Ein Brief des hochw. P. **Champon** S. J. an seinen Bruder. — (Schluß.)

VII. Romesch. Safed. Jarun u. s. w.

Von Bassah nach Romesch führt unser Weg uns über Almah, das erste Dorf im B'lad-Beschara, in welches der Protestantismus sich eingenistet hat. Die Protestanten besitzen in Almah ein prächtiges Schulhaus; ihre Anstalt hat ein reiches Auskommen, sowie Lehrkräfte und Lehrbücher in Menge. Der türkische Statthalter Ali-Bey hat sich von den englischen Agenten und Prädikanten ködern lassen; ihr Gold hat sein Auge, ihre lockenden Versprechungen haben sein Ohr berückt, so daß er jetzt ganz offen den Bestrebungen jener Sekte sich günstig erweist, Alles aber, was katholisch heißt, innerhalb seines freilich nicht großen Verwaltungsbezirkes feindlichen Blickes ansieht. Trotzdem steht die englische Schule, so schön sie ausschaut, fast leer. Das verdanken wir den Xaverianern, die dort eine Anstalt gegründet haben. Dieser an und für sich schon sehr erwünschte Erfolg hat aber auch bewirkt, daß selbst Ali-Bey aus lauter Furcht vor diesen harmlosen Brüdern allgemach sanftere Saiten aufzieht. Trotzdem ist und bleibt das Dorf Almah der Operationsmittelpunkt für den Protestantismus, oder richtiger für die Religionslosigkeit. Denn in der protestantischen Schule zu Almah hat die Religion zu schweigen; kein Wort von Gebet, von übernatürlichen Dingen wird dort vernommen, kein Zeichen irgendwelchen religiösen Bekenntnisses geübt. Die unglücklichen Kinder verlieren hier ihren Glauben und in natürlicher Folge auch ihre Sittlichkeit. Anfangs finden sie es wohl verwunderlich, daß man, um ein Bischen lesen, schreiben und rechnen zu lernen, ein Heide werden soll; aber mit der Zeit sehen sie ein, es lasse sich ohne Religion viel bequemer und annehmlicher leben, und so überlassen sie sich dann ihrem natürlichen Hang zur Sinnlichkeit. Aus den Schulzimmern der Protestanten treten sie in die Logen der Freimaurer und stellen sich dann als größtes Hinderniß der Ausbreitung echt religiösen Lebens in den Weg. Die Freimaurer und diese Art Protestanten sind gute Freunde, und zwar hier noch unverhüllter und freier als in Amerika und Europa.

Wenn man von Almah nach Romesch will, muß man über die Hochebene von Schaub. Bedeutende Höhen sieht man hier nicht, aber trotzdem ist die Gegend wild genug, tiefe Thaleinschnitte mit außerordentlich steilen Wänden durchziehen dieselbe nach allen Richtungen. Im Dornendickicht und Niederholz, welches statt eines großartigen Hochwaldes das Land bedeckt, hausen Eber, Hyänen, Schakale und selbst Tiger. Aber die ärgsten Feinde des Reisenden wohnen in einer verfallenen Festung, deren Ruinen und Trümmer vielleicht Reste des alten Thoron sind, welches durch seine unglückliche Belagerung und die Entzweiung der Kreuzfahrer eine so traurige Berühmtheit erlangt hat. In diesen grauen Mauern hat sich ein wildes Geschlecht eingenistet. Die umliegenden Dörfer und zur Zeit der Ernte auch die Felder müssen stets eines Besuches dieser unheilvollen Gäste gewärtig sein; da gibt's oft blutige Köpfe, ja oft entwickeln sich vollständige, hitzige Gefechte. Und dicht an diesem Raubnest zog unser Weg vorbei.

„Nur keine Furcht," sagte P. Fenech; „diese Gesellen sind mir öfter in den Weg gekommen, sie haben jedoch niemals gewagt, mir ein Leides zuzufügen." Der Bruder Elias hatte auch schon ihre Bekanntschaft gemacht, denn er fügte bei: „Als ich vor einiger Zeit durch diese Gegend hier mußte und mit einiger Beklemmung im Herzen einherzog, erblickte ich plötzlich eine ganze Bande der Kameraden gerade vor mir im Wege. Nun ist es aus mit dir, dachte ich, und ich empfahl im Stillen dem Herrn meine Seele. Aber, welch' angenehme Ueberraschung! die Räuber boten mir freundlich ihre Begleitung an, um mir auf meiner Reise als Eskorte zu dienen und mich zu schützen. Da half kein Widerstreben, ich mußte mir die wunderliche Ehrenwache wohl oder übel gefallen lassen, bis ich aus dem Bereiche des unheimlichen, gefährlichen Waldes herausgekommen war."

Romesch ist ein hübsches, kleines, christliches Dorf, ein vorgeschobener Posten des Christenthums mitten in Feindesland; denn ringsumher besteht die Bevölkerung aus Metualis und Muhammedanern. Es liegt fast versteckt in einem Kranze von dicht bewaldeten Bergen, die es von allen Seiten umziehen. Das Dorf könnte das glücklichste und reichste von der Welt sein, denn nach orientalischem Maßstabe steht hier der Ackerbau wahrhaft in Blüthe, und ein gutes Weideland nährt die stattlichen Heerden; aber die Räubereien der Beduinen und der Insassen des Waldes, sowie die Bedrückungen, welche sich die Kaimakhans und andere Regierungsbeamte unaufhörlich erlauben, treten das aufkeimende Glück unserer Christen stets wieder nieder.

Kaum waren wir von den Pferden gestiegen, da nahte sich uns der berühmte Scheich Abd-Allah-er-Rahim (Diener des barmherzigen Gottes), der gelehrte Vieharzt von B'lad-Beschara. Er war in höchster Gala gekleidet; sein Kaftan glänzte in wahrhaft strotzender Fülle von goldenen Tressen, Borden und Quasten; im Gürtel trug er eine ganze Waffenkammer. Doch nicht unsertwegen hatte sich der gelehrte Heilkünstler von B'lad-Beschara also in Gala geworfen; nein, er befand sich vielmehr auf einer medizinischen Rundreise, denn der Stern Sohaïl war am Himmel sichtbar geworden. Um dieses zu verstehen, muß man wissen, daß beim Aufgange des wundermächtigen Gestirnes Sohaïl, d. h. gegen Anfang September, jedes Stück Vieh, das im Laufe des folgenden Jahres krank werden soll, von den Strahlen dieses Sternes getroffen wird. Wenn nun die Meisterhand Abd-Allah-er-Rahims es in Behandlung nimmt (Gott möge seinem Barte Länge und seinem ganzen Hause gedeihliches Wachsthum verleihen), so hat dasselbe für's kommende Jahr nichts mehr zu fürchten. Und woher hat der gelehrte Wundermann diese beneidenswerthen Kenntnisse? Nicht aus Büchern hat er sie sich mühsam erstudirt; nein, seine Wissenschaft ist eine reine Gottesgabe, die in seiner Familie seit Jahrhunderten sich vom Vater auf den Sohn vererbt hat. Mit unfehlbarem Erfolge behandelt er Kameele, Ochsen, Esel, Pferde, Maulthiere, mit einem Worte alles Vierbeinige in der Runde; ja selbst die Söhne Adams können sich vertrauensvoll seiner Kunst überlassen. Diese herrliche, unbezahlbare Eigenschaft eines Wunderdoktors für Menschen und Vieh weiß er durch eine wahrhaft beduinische Grandezza, mit einem Nimbus unnahbarer Majestät zu umkleiden. Dieses Ideal eines Heilkünstlers beehrte unsern kärglichen Nachtimbiß mit seiner gesegneten Gegenwart, blieb die Nacht über in demselben Quartier wie wir und lud uns am folgenden Tage auf's Freundlichste ein, seinem Hause, das ungefähr eine Tagreise weiter mitten in der Wüste liegt, durch einen baldigen Besuch den Segen des Himmels zu bringen.

Der Xaverianer von Romesch hat in seiner Schule an die fünfzig Kinder, außerdem leitet er eine Congregation von etwa hundert Mitgliedern. Damit ist aber seine Thätigkeit nicht abgeschlossen; denn jeden Sonntag muß er in ein benachbartes Dorf gehen, das noch keine Schule hat, um dort eine Katechese zu halten. Da Romesch aber keine Schulschwestern hat, kommt an allen Sonntagen eine Schwester aus der Nachbarschaft, um den Frauen und Mädchen den Katechismus zu erklären; zugleich versieht sie das Amt einer Vorsteherin der Frauencongregation, die es schon auf 300 Mitglieder gebracht hat. So muß man sich hier behelfen.

Wie diese Schulbrüder und Schwestern in Romesch und Umgegend gestellt sind, so ist es überall in B'lad-Beschara. Nach einer sauern Woche, in welcher Tag für Tag die Schule sie in Anspruch nahm, müssen sie am Sonntage ihr kleines Revier nach allen Richtungen durchstreifen; darum Achtung vor unsern Brüdern und Schwestern! Ihr Haus ist das ständige Hauptquartier des Missionärs; von dort aus unternimmt er alle seine geistlichen Ausflüge, dort ist eigentlich das Feld seiner Thätigkeit, ja noch mehr als in der Kirche. In ihr wird natürlich der Gottesdienst gehalten, werden die heiligen Sacramente gespendet, aber im Schulhause spielt sich doch das eigentliche Leben und Treiben des Dorfes. Hierhin kommen Alt und Jung, hier bespricht man seine Anliegen, und wohl an die hundert Privatpredigten gibt es da täglich zu halten. Eben dieselbe Schule dient zum Versammlungssaal, in dem sich die Väter des Dorfes zusammenfinden, um Rath zu pflegen über das Wohl und Wehe der Gemeinde.

Es steht geschrieben: „Suchet zuerst das Himmelreich, und alles Übrige wird euch dazu gegeben werden." Ich habe mit eigenen Augen die Verwirklichung dieser Worte unseres Heilandes gesehen. Liebe zur Ordnung und Arbeit und in Folge dessen ein erfreulicher materieller Wohlstand begleiten im Vereine mit einer stets wachsenden Blüthe aller christlichen Tugenden den Fortschritt der katholischen Religion. Wie traurig sieht es dagegen dort aus, wo Schisma und Häresie die Fahne des Aufruhrs erhoben haben! Wer es nicht mit eigenen Augen gesehen hat, läßt es sich nicht träumen, in welchem Grade jener Protestantismus die Verliederlichung und Versumpfung des Orients unheilbar macht.

Seit der Errichtung unserer Schulen in B'lad-Beschara halten die einzelnen Dorfschaften besser zusammen und wehren sich mit Erfolg gegen die Räubereien der Banditen. Selbst die Kaimakhans wagen es seitdem nicht mehr, ihren unersättlichen Leidenschaften so rücksichtslos die Zügel schießen zu lassen. Wie oft hat der bloße Gedanke an die Schulbrüder und an die Missionäre den furchtbaren Ali-Bey eingeschüchtert und von Gewaltmaßregeln zurückgehalten. „Dieses Volk," pflegt er zu sagen, „hat den Schitan (den Teufel) im Leibe; es kann schreiben und wird mich anzeigen, wenn" ꝛc. Eines Tages stieg in ihm der Gedanke auf, alle angemaßten, vorgeblichen Rechte der alten Kaimakhans wieder in's Leben zu rufen. Hätte er es zu Stande gebracht, es wäre um unser armes Volk geschehen gewesen. Da ließ ihm der Bruder Elias unter der Hand einen Brief zukommen, in dem er sich in starken Ausdrücken über ihn beklagte und zugleich die Drohung einfließen ließ, er wolle

seine Ungerechtigkeit vor der ganzen civilisirten Welt brandmarken, wenn dieß Vorhaben in's Werk gesetzt würde. Das wirkte; der alte Wütherich wagte es nicht, seinen Hunger nach Gold mit den Erpressungen unserer Christen zu stillen. Ein anderes Mal kam derselbe auf den Einfall, den Christen das traditionelle Recht der freien Holzung in den umliegenden Waldungen zu benehmen, um sich somit eine neue Goldquelle zu eröffnen; aber einige gute Freunde erinnerten ihn noch zu rechter Stunde an die Xaverianer, und wiederum heilte die Furcht ihn von seiner Geldgier. Auf einer seiner apostolischen Fahrten im Lande umher sah sich P. Fenech einmal gezwungen, unter dem Zelte eines Beduinen-Häuptlings Herberge zu suchen. Nach den üblichen Begrüßungen sagte der Beduine: „Ehrwürdiger Vater, warum gibst du dir so viel Mühe, und warum durchstreifst du so oft das Land?" „Gott (der gepriesen sei) will es also, mächtiger Scheich; es ist meine Pflicht, stets mit eigenen Augen mich zu überzeugen, daß man meine Pflegebefohlenen, die Christen, gut behandelt." Das ist freilich eine Hauptaufgabe des Missionärs, und es wäre ein Ding der Unmöglichkeit, alle jene Fälle aufzuzählen, in denen seine Dazwischenkunft scandalöse Prozesse, ja selbst blutige Fehden zwischen einzelnen Familien und ganzen Dörfern im Keime erstickt und friedlich beigelegt hat.

Ein erfreuliches Resultat unserer Reise nach Romesch war die Gründung einer Mädchenschule. Das Haus ist fertig und die nothwendigen Geldmittel sind da. Gott sei dafür gepriesen.

Von Romesch ging der Ritt nach Kafar-Berraïm, der „Stadt der Gerechten". Daß ehemals der Ort bedeutend war, zeigen hinreichend die herrlichen Ruinen, die noch theilweise stehenden prächtigen Säulen, die schön behauenen Steinblöcke, die verfallenen Mauerreste, die Trümmerhaufen, aus denen hier und dort Scherben antiker Gefäße oder Marmor- und Porphyrfragmente hervorglänzen. Wir stehen hier bereits ganz auf dem Boden der heiligen Geschichte. Ganz in der Nähe liegen Sephoris, die Geburtsstadt der hl. Anna, der Mutter der allerseligsten Jungfrau; Gisch, das alte Giskala, das in den letzten Kriegen der Juden gegen die römische Übermacht eine so glänzende Rolle spielte; Kadesch, das Flavius Josephus Kadesa nennt; das noch erhaltene Saphat oder Safed und ein wenig ostwärts Laïs; endlich Banias oder Cäsarea Philippi, das durch seine schönen Ruinen alle Reisenden anzieht.

Kafar-Berraïm hat das Glück, seine Kinder in zwei Schulen zur christlichen Gesittung und Bildung erziehen zu können. Der Schulbruder hat außer seiner Schule noch am Sonntage den katechetischen Unterricht in Safed zu besorgen. Auch in Gisch haben wir auf dieser Reise eine Knabenschule gegründet. Alle Schulen gehen vortrefflich; die kleinen Schwierigkeiten wurden rasch beseitigt, denn das Volk ist im Herzensgrunde so gut, als man es nur wünschen kann. Während P. Fenech in Missions- und Schulsachen noch Einiges zu ordnen hatte, begab ich mich nach Safed. Butros, unser Schemaß, begleitete mich, und so konnte ich die Länge des Weges durch eine angenehme Unterhaltung verkürzen.

Wir sprachen von der katholischen Bewegung, welche in Mardsch-Aïun (Wiese der Quellen) stattgehabt. Diese „Wiese der Quellen" lehnt sich im Westen an den großen Hermon; im Osten wird sie begrenzt durch den Hasbany, einen dritten Quellfluß des Jordan; im Süden dehnt sich vor ihr die Ebene von Hule aus; im Norden wird sie von den Höhen des Antilibanon schroff abgeschnitten. Es ist ein fruchtbares Ländchen, mit blühenden Dörfern besäet, dessen Bevölkerung ein Gemengsel von schismatischen Griechen, Ungläubigen, sunnitischen Muhammedanern, Drusen und Metwalis bildet. Die katholische Gemeinde ist nur klein, aber gerade hier haben wir Veranlassung gefunden, die wunderbare Fügung der göttlichen Vorsehung, die liebevolle Sorge des guten Hirten für diesen fast verlorenen und fast aufgegebenen Theil seiner Heerde zu preisen.

Die schismatischen Griechen dieser Gegend hatten unter den gräßlichen Metzeleien von 1860 viel gelitten; daher suchten sie um Hilfe nach bei ihren Religionsgenossen in Beyrut; allein ihr schismatischer Bischof wies ihnen die Thüre, und auch der englische Consul und sein preußischer College, die sonst gleich bei der Hand sind, wo es sich darum handelt, das Protectorat über irgend eine nicht katholische Sache zu übernehmen, wiesen sie ab. Die rathlosen Boten aus der „Wiese der Quellen" lenkten nun ihre Schritte unserem Hause zu. Die Aufnahme, welche ihnen bei uns und von Seiten des französischen Consulates zu Theil wurde, stach so gewaltig ab von jener, die sie bei ihren eigenen Glaubens- und Gesinnungsgenossen gefunden hatten, daß sie stutzig wurden. Plötzlich erklären Alle: „Wir wollen zur katholischen Kirche übertreten, und auch unsere Landsleute vermögen den nämlichen Schritt zu thun, wenn ihr uns nur einen Priester mitgeben wollt." P. Fenech machte sich gleich mit den Boten auf den Weg, und der Erfolg dieser ersten apostolischen Expedition des wackeren Missionärs bestand in der Errichtung von sechs Schulen und in der Conversion von 4000 Schismatikern.

Aber auch diese Mission sollte kein ungetrübtes Glück genießen; den P. Fenech entriß ein zu früher Tod seinem aufblühenden Werke, und bald fehlte es an Allem, besonders aber an Geld und Seelsorgern.

Diese mißlichen Umstände brachten die junge Mission in's Stocken, und bis heute ist noch nicht jedes Hinderniß eines gedeihlichen Fortschrittes gehoben; aber es ist doch eine Operationsbasis da, denn die Katholiken von Mardsch-Aïun haben Beweise ihres Starkmuthes und ihrer Glaubenstreue abgelegt.

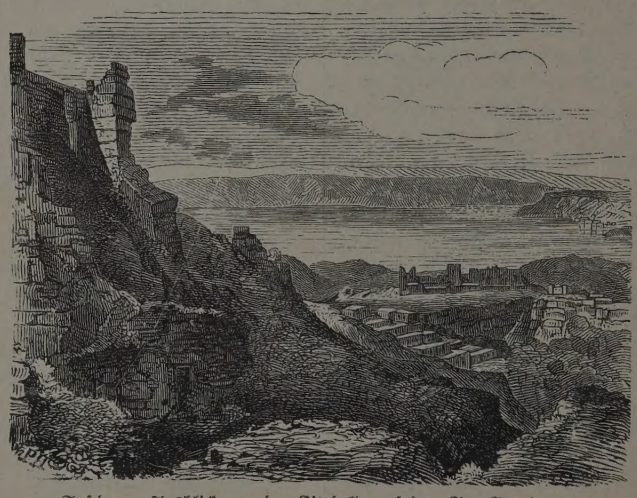
Vor Kurzem herrschte hier noch das Schisma mit unumschränktem Despotismus; heute ist seine Macht gebrochen, und der Protestantismus bläst zum Rückzug. Wenn Gott noch ein zweites Mal sein Vaterauge auf der „Wiese der Quellen" ruhen läßt, und auf seinen Wink ein zweites Morgenroth der Gnade heraufsteigt, dann wird der Triumph des wahren Glaubens kein halber bleiben, wie es jetzt leider der Fall ist.

So plauderten wir und vergaßen fast unseres Weges. Oben auf dem Gipfel des Berges lag Safed. Dort wartete unser ein einziges Schauspiel, ein Ausblick in's heilige, gelobte Land. Im Westen begrenzen den Blick die Berge, hinter denen Nazareth sich versteckt. Im Osten zieht sich der Jordan durch die grüne Ebene dahin. Vor unsern Füßen liegt ein flaches Land, das allmählich zu mäßigen Hügelwellen anschwillt, bis es untertaucht in den Fluthen des Sees Genesareth. Die unvergleichlich reine Luft ließ dem staunenden Auge die Entfernungen verschwinden. Mit Leichtigkeit überschaute es den heiligen See selbst bis über Tiberias hinaus und ruhte mit Freude auf dem Tabor und den fernen Höhen von Gelboë.

In Safed, das ich besuchte, führte mich der Pfarrer, ein Religiose aus dem Kloster Muchales, überall umher. Ich fand in ihm einen jungen, sehr zuvorkommenden, gut unterrichteten

Priester, dem es an Arbeit nicht fehlte; denn da seine Gemeinde keinen eigenen Schullehrer hatte, hielt er selbst die Schule. Er führte mich zur Quelle und zum Hause der Judith, oder vielmehr zum Platze, auf dem das Haus gestanden haben soll. Aber wenn, wie man mit Wahrscheinlichkeit behauptet, Safed nicht das alte Bethulien ist, dann fällt die Echtheit dieser beiden Denkmäler von selbst. Doch verrathe hier deinen Zweifel mit keiner Miene, sonst läufst du Gefahr, gesteinigt zu werden. Das merkwürdigste Bauwerk von Safed ist die freilich halb zerfallene Citadelle, in welcher im 18. Jahrhundert der Araberhäuptling Daher hauste. Sie ist aber nicht von ihm erbaut, sondern reicht weit über das Zeitalter der Kreuzfahrer und selbst über die Tage der Machabäer hinauf.

Die Hauptmasse der Bevölkerung von Safed besteht aus Juden. Aus allen Theilen der Welt kommen sie hierhin, man kann kaum einen Schritt thun, ohne irgend einer jüdischen Physiognomie zu begegnen; auf den Straßen, den Plätzen, vor den Thüren der Häuser, überall sieht man Juden, denn Safed ist eine ihrer heiligen Städte. Die Ausleger des Talmud haben nämlich gefunden, daß nicht von Bethlehem, sondern von Safed das Heil der Welt, der Messias, kommen werde.



Safed. — Ausblick von der Citadelle auf den See Genesareth.

Auf dem Rückwege stießen wir mitten in der Waldeinsamkeit auf eine Hütte, in der wir eine Familie aus Algier fanden. Da die arabische Sprache überall sich gleich bleibt, so war die Unterhaltung bald im besten Zuge. Unsere Algerier schwärmten für Abd-el-Kader, aber dabei waren sie doch auf die Franzosen gut zu sprechen. Etwas weiter begegneten wir einem alten Beduinen, die unvermeidlichen Pistolen im Gürtel und die lange Pfeife im Munde. Wir mußten mit ihm rauchen; wir reichten ihm also unsern Beutel hin; er nahm von unserem Tabak und wir vom seinigen; aber jetzt Feuer her. Der Alte reißt einen Zipfel vom Hemd herunter, das beinahe seine einzige Gewandung vorstellt, schlägt Feuer, und der Fetzen fängt Feuer trotz dem trefflichsten Zunder. Abends waren wir wieder in Kafar-Berraïm, und der folgende Morgen sah uns auf dem Wege nach Jarun.

Was war das heutige Dorf Jarun ehemals? Der Name ist offenbar semitisch, aber die Ruinen, die im reichsten Schmuck dasselbe zieren, sind ebenso offenbar griechischen Ursprungs. Ich kann keine Auskunft geben. Einige Schritte von den Häusern auf einem niederen Hügel finden sich zerborstene und zerbrochene Säulen und abgestürzte Kapitäle zwischen mächtigen, glatt behauenen Steinblöcken. Das sind Reste einer alten Kirche, sagt man im Lande, und in der That für einen heidnischen Tempel will der Umfang fast zu groß erscheinen. Die Umfassungsmauern sind nämlich noch vollständig erkennbar; theils laufen sie in gleicher Höhe mit dem Boden fort, theils ragen sie über demselben empor. Das große Eingangsthor ist beinahe ganz erhalten. Etwas tiefer liegt ein ausgetrockneter Teich, umgeben von Säulen mit korinthischen Kapitälen, von denen freilich manche gesprungen und zu Boden gefallen sind. Ursprünglich wird das Gebäude wohl eine Synagoge gewesen sein, die später in eine christliche Kirche umgewandelt wurde. Vielleicht ist Jarun das alte Jeron (Jos. 19, 38).

Eine halbe Stunde weiter liegt Schaalabun, das Salebim der heiligen Schrift (Richter 1, 35), die Vaterstadt Eliaba's, eines der Tapfern aus Davids Heer. Eine stumme, aber beredte Chronik über die Schicksale dieser Stadt liefern hier die zahlreichen Gräber aus allen Zeitaltern. Auf dieser Grabstätte hier erblickst du das Zeichen des heiligen Kreuzes, daraus folgt, daß Schaalabun noch die Sonne des Christenthums sah und vielleicht erst dann in Schutt und Trümmer sank, als die Kriegsfackel der Khalifen den Orient verheerte. Jenes Grab dort birgt die Asche eines Griechen, wie es der kleine geflügelte Genius mit Fackel und Blumenkrone anzeigt. Weiterhin siehst du da Gräber, wie man sie in Jerusalem antrifft; dann steigst du in eine Todtenstadt hinab, gleich jener von Saida; die cisternenförmigen Aushöhlungen des Bodens aber erinnern uns an die Art, wie Chanaan seine Todten begrub. So führt uns denn dieses letzte Blatt der Gräberchronik weit in die entlegenste Vergangenheit, selbst über den Glanz der Tage Salomo's hinaus. Wunderbar, daß hier, wie an so manchem Ort auf Gottes lebensvoller, lebensfroher Erde, gerade der Tod der treueste, zuverlässigste Gewährsmann ist für die Geschichte der Menschheit.

Der Scheich von Jarun war unser gastlicher Wirth. Zum Abendessen hatte er Alle geladen, die man zur vornehmen Gesellschaft des Landes rechnet. Die Unterhaltung verbreitete sich munter über Alles, und dank der gesprächigen Offenherzigkeit flog hier ein Wort dazwischen und da ein zweites und ein drittes, das stark nach Protestantismus klang. Wir forschen nach, und richtig, ein protestantischer Emissär hatte sich in diese Gegend eingeschlichen, und Manche waren unbewußt von seinen Irrthümern angesteckt. Es war jedoch nicht schwer, den guten betrogenen Leuten das lichtscheue Treiben der Herren in rechter Beleuchtung zu zeigen. Kaum war das geschehen, da gab es keinen mehr im Saale, der nicht gerufen hätte: „Das Recht ist auf deiner Seite, hochwürdiger Vater, Gott segne dich und mehre die Reihe deiner Jahre!"

Mehrere Tage verweilten wir in Aïn-Ibel (dem Brunnen des Kameels), wo eines unserer schönsten und ergiebigsten Arbeitsfelder sich findet. Es gibt hier ausgezeichnete Schulen: die stark besuchte Mädchenschule leiten die Mariametten, die nicht minder zahlreiche der Knaben steht unter der Obsorge der

Xaverianer; der vortreffliche Pfarrer Muda ist ihnen und uns ein wahrer Freund. Er hat seine Pfarrwohnung zum Exercitienhaus für die Priester der beiden Diözesen von Acca (Saint Jean d'Acre) und Sur (Tyrus) gemacht.

Aïn-Ibel ist höchstwahrscheinlich das Beit-Maacha oder Abela der heiligen Schrift. Der tapfere Joab verfolgte bis hierher Seba-ben-Bochri, einen der letzten Anhänger Sauls, und belagerte die Stadt, bis deren Bewohner den Kopf Seba's über die Mauer ihm zuwarfen (2 Kön. 20, 22).

Heute ist Aïn-Ibel von keiner Mauer mehr umgeben; es ist zu einem harmlosen Dorf herabgesunken, das von Bauern und von einigen wenigen Kaufleuten bewohnt wird. Wir hatten dort dasselbe zu thun, wie anderswo: die Schulen zu besuchen, Lehrer und Schüler zu ermuthigen, Mißbräuche abzustellen; dann Schwierigkeiten zu lösen, den Glaubenseifer zu beleben, Trost zu spenden, Muth einzuflößen. Vor allen Dingen aber war es unsere Sorge, die Vorbereitungen für die Priesterexercitien zu treffen.

So durchzogen wir drei Wochen lang Gebirg und Thal von B'lad-Beschara, und unsere Kräfte begannen zu schwinden. In der ganzen Zeit hatten wir kein einziges Mal eine ausreichende Nachtruhe genossen, kein einziges Mal fanden wir eine ordentliche Mahlzeit; daher war es Zeit, an die Heimreise zu denken.

Ein Fußpfad windet sich von Aïn-Ibel, bald hoch über die Berge, bald tief durch die Thäler und Schlünde, bis nach Tyrus. Die Wildheit dieses Gebirgsweges ist großartig, dazu mußten wir hier noch von der verzehrenden Hitze leiden. In stoischem Gleichmuth, wie ihn Übermüdung nicht selten verleiht, hüllte ich mich in mein großes Kaffie und meinen weißen

Das nördliche Ende des Sees von Genesareth mit dem Gebirge von Safed.

Mantel, um mein Haupt vor dem Sonnenstich zu bewahren, und ließ es meine einzige Sorge sein, mich auf dem Gaul zu erhalten. Nach sechs- bis siebenstündigem, qualvollem Ritt gelangten wir endlich in ein Thal, wo wir uns halbtodt vor Hitze und zerschlagen an allen Gliedern in den spärlichen Schatten eines dünnblätterigen Baumes niederließen.

Nicht weit von uns waren einige zerlumpte Metualis damit beschäftigt, das armselige Strauchwerk, das ringsumher am Boden wucherte, abzuhauen und zu sammeln. „Heda, ihr lieben Söhne meines Onkels," rief ihnen P. Fenech zu, „habt ihr Wasser?" Auf diese Worte hin kommen sie mit einem Krug heran, der schon von Weitem einen verschwenderischen Überfluß von Schmutz verrieth. Doch weh! Wir sind ja Christen, und ein Christ darf nichts berühren, was einem Metuali gehört, soll es nicht für immer unrein sein. Wir halten also eine Kokosnußschale von weitem unter den Hals des unsauberen, dickbauchigen Kruges, und sein ebenso unsauberer Besitzer füllt das laue, übelriechende Wasser in unsere Nußschale. Aber womit sollen wir ihn bezahlen, da ein Metuali nichts von einem Christen Herstammendes berühren darf — Geld allein ausgenommen? Und Geld hatten wir keines. Wir boten ihnen Verschiedenes an, aber unsere Scrupulanten sträubten sich mit Wort und Geberde, etwas anzunehmen. Trotzdem schielten sie unverwandt nach einem gebratenen Huhn, welches der Scheich von Aïn-Ibel uns für die Reise gegeben. P. Fenech merkte es, und da er seine Pappenheimer mitsammt der Zartheit ihres Gewissens kannte, so bot er ihnen den Braten an. Aber die Eiferer des Korans haben Herzen

wie Kieselsteine; sie danken, gehen weg, kehren aber wieder um, blicken scheu um sich, ob Niemand sie sieht, nehmen das Huhn, verbergen es unter ihre schmutzigen Lumpen und eilen davon.

Nahe vor Tyrus wanderten wir eine Strecke Weges durch die Trümmer, in denen man Alt-Tyrus, die Stadt Hirams, finden will. Das ursprüngliche Tyrus nämlich, welches Nabuchodonosor einnahm und zerstörte, lag nicht auf der Halbinsel; vielmehr zogen sich auf diese erst die Überlebenden zurück, als die ersten Blitze der göttlichen Rache nach der Vorherverkündigung des Propheten die Altstadt in einen Schutthaufen verwandelt hatten. Die Trümmer, in denen man Palaityrus erkennen will, dehnen sich ungefähr eine Wegstunde mehr östlich in der Ebene und auf den Vorhügeln des Gebirges aus; im Norden stießen ihre Häuser an den Kasmieh und im Süden berührten sie das weiße Vorgebirge. Demnach hätte die Hauptstadt Hirams, des Freundes Salomo's, eine Länge von drei Stunden bei einer Breite von anderthalb Stunden besessen!? Die Sonne hat die Steinhaufen ausgeglüht, nur hie und da fristet ein einsamer, verlorener Dornstrauch in diesen Kalkmassen ein kümmerliches Leben; aber manche Steine tragen noch die Spur von Menschenhand und zeugen von einstigem Leben an dieser Stätte des Todes. Die Brunnen von Raß-el-Aïn, das Grab Hirams, welches den Mittelpunkt verschiedener im Kreise herumliegender Grabestrümmer bildet, endlich einige alte Cisternen ohne Wasser geben eine dunkle Antwort auf die Frage nach der Lage der stolzen Meereskönigin. Von dem sogenannten Grabe Hirams sind nur noch einige cyklopische Steinblöcke übrig. Auf den ersten Blick könnte man versucht sein, anzunehmen, sie hätten einem Obelisken als Fundament gedient, aber von ihm ist kein Stück zu finden. Ein sicheres Zeugniß für die Lage von Alt-Tyrus würde eine Todtenstadt geben, wie sie Dschebail und Saida besitzen, aber eine solche ist bis jetzt noch nicht aufgefunden.

Von Tyrus führte mich mein Rückweg über Saida und Deir-el-Kamar; zwischen den letztern beiden Orten schaut vom Gipfel eines mäßig hohen Berges das Kloster von Muchales (des Erlösers) in's Land hinein. Seine Mauern winkten so freundlich einladend zu uns hernieder, daß wir den Berg hinanstiegen. Die Mönche sind vom Orden des hl. Basilius, wie alle ihre griechischen Brüder, während die Mönche des maronitischen Ritus den hl. Antonius als Patron verehren. Das Kloster Deir-el-Muchales muß jedem Jesuitenmissionär in Syrien stets theuer sein; schon vor der Aufhebung der Gesellschaft Jesu hatte sich zwischen den Bewohnern desselben und den Söhnen des hl. Ignatius ein enges Freundschaftsverhältniß angeknüpft. Häufig genug zog ein Jesuit aus der Residenz von Saïda mit einem Basilianer als Missionär im Lande umher, und Keiner sah den beiden Geschäftsleuten ihr geistliches Gewerbe an. Nur die Eingeweihten wußten, daß nicht zeitlicher Gewinn sie antrieb, in die glaubensfeindlichsten Stämme sich einzuschleichen, ja bis nach Aegypten hin ihre Geschäftsreisen auszudehnen. Als die Gesellschaft Jesu im vorigen Jahrhundert vom traurigen Schlag der Aufhebung getroffen ward und einige Patres sich nicht trennen konnten von dem Boden, den ihnen ihr apostolischer Eifer so theuer gemacht, da blieben jene, die ihre Freunde gewesen in den Tagen der Ruhe und des Glückes, auch im Sturm und Unglück treu. Deir-el-Muchales blieb für sie ein Sammelpunkt, von dem aus immer neue Arbeiten sie bald hier-, bald dorthin riefen, bis ein seliger Tod sie aus dem heiligen Frieden des Klosters zur Vereinigung mit ihren glorreichen Brüdern in's bessere Leben hinübergeleitete. Deßhalb haben auch die Mitglieder der neuerstandenen Gesellschaft mit den Bewohnern des alten Klosters den alten Freundschaftsbund erneuert und wirken mit ihnen, wie auch mit dem maronitischen Welt- und Ordensklerus einträchtig, wie ihre Väter im vorigen Jahrhundert.

Aus dem hohen Norden Amerika's.

Das apostolische Vikariat Athabaska-Mackenzie.

(Fortsetzung.)

II. Die Anfänge der Mission.

Es war im Jahre 1728, als der hochw. Herr Lavérenderie Kanada in westlicher Richtung verließ und binnen sechs Jahren bis zum See Bourbon (54° N., 100° W.) vordrang. Vor ihm bereits sollen Jesuiten-Missionäre von Quebec aus die nämliche Gegend besucht haben; in Folge der langwierigen und erbitterten Kämpfe jedoch, welche Franzosen und Engländer im 18. Jahrhundert um den Besitz Kanada's führten und welche erst 1763 mit der Abtretung dieses Landes an England endeten, blieben diese ersten apostolischen Besuche ohne nachhaltige Wirkung. Indessen hatte die bereits 1670 gegründete Hudsonsbai-Gesellschaft ihre Niederlassungen bis an den Mackenzie vorgeschoben; ihre größtentheils aus Kanada stammenden Beamten wandten sich um katholische Seelsorger an die Compagnie, aber erst im Jahre 1818 gewährte diese die Bitte. Gleich im nämlichen Jahre entsandte denn auch der hochw. Bischof von Quebec, Msgr. Plessis, den Herrn J. N. Provencher mit dem Titel eines Generalvikars in die neu zu gründende Mission. Zwei kanadische Priester begleiteten ihn dahin. Sie ließen sich in der 1811 von Lord Selkirk am Red River[1] gegründeten Kolonie nieder. Andere folgten bald nach, aber mehrere mußten auch wieder in Folge der durch übermäßige Anstrengung herbeigeführten Erschöpfung das Arbeitsfeld verlassen. Daher blieb die Thätigkeit der Missionäre vorerst auf die in der Gegend des Red River wohnhaften Kolonisten und Wilden beschränkt. Am 16. Februar 1820 ward Herr Provencher zum Bischofe geweiht; die Mission blieb aber dennoch von Quebec abhängig, bis sie am 16. April 1844 auf das ganze nordwärts gelegene Gebiet ausgedehnt und zu einem selbständigen apostolischen Vikariat erhoben wurde. Bereits drei Jahre später (4. Juni 1847) trat sie zuerst als Diözese des Nordwestens, seit December 1851 aber als Diözese St. Bonifaz in die Reihe der katholischen Bisthümer.

[1] Rother Fluß, miskuagami ansiping — so genannt von einem Blutbade, welches Sioux und Saulteux vor Zeiten hier angerichtet hatten.

Fast gleichzeitig jedoch mit den katholischen Missionären hatten auch Sendlinge der englischen Hochkirche Zutritt in die Kolonie am Rothen Fluß erhalten (1820), und ihr Auftreten selbst ließ eine Erweiterung des anfänglichen Missionsfeldes geboten erscheinen, wollte man nicht die arglos vertrauenden Wilden ohne Kampf dem Irrthum überlassen. Überhaupt gestaltete sich die Geschichte der Polarmission gleich von Anbeginn als ein Wettstreit zwischen Kirche und Secten. Auch in York-Factory und in Moose-Factory an der Hudsonsbai hatten anglikanische Prediger Fuß gefaßt und von dort aus eine Station im Rapid-River-Fort (55° N., 105° W.) gegründet. Zu St. Bonifaz selbst ward von ihnen eine Schule eröffnet, welche sich die Heranbildung junger Indianer zu Dolmetschern zur Aufgabe setzte. Im Jahre 1844 machte sich ein Prediger auf den Weg, um weiter im Norden den Grund zu einer protestantischen Missionsstation zu legen. Er war von einem der hoffnungsvollsten Zöglinge jener Anstalt begleitet, einem jungen Manne, der außer der englischen und der französischen noch drei Sprachen der Wilden verstand. Nur zwei Tagereisen waren sie noch vom Ziele ihrer Wanderung entfernt, da tödtete ein Schuß, welchen der Prediger wilden Enten zugedacht hatte, den Dolmetscher: muthlos kehrte er allein an den Rothen Fluß zurück. Aber hiermit war die Gefahr noch keineswegs beseitigt; denn um dieselbe Zeit waren auch schon Methodisten von der Hudsonsbai her eingedrungen und hatten sich im Norden des Winipegsees festgesetzt.

Es war hohe Zeit, daß von Seiten der katholischen Missionäre, so gering ihre Zahl war, ein Vorstoß gegen Norden erfolgte. Msgr. Provencher beauftragte den P. Thibaud, welcher bisher eine Mission unter den Kri am St. Anna-See, unweit der Quelle des nördlichen Saskatchewan, versehen hatte, am See La Crosse (55° N., 108° W.) eine neue Station zu gründen. Gleichzeitig wandte er sich, da die Anforderungen sich täglich mehrten, weitere Unterstützung aber seitens des kanadischen Weltklerus, nachdem einmal das Vikariat von Quebec losgetrennt worden war, kaum zu erwarten stand, an die Congregation der Oblaten der Unbefleckten Empfängniß in Frankreich mit der Bitte um Aushilfe. Im Sommer 1846 langten die zwei ersten Priester dieser Congregation in St. Bonifaz an. Einer derselben, P. Taché, wurde sofort, der andere, P. Faraud, im Juni 1848 Herrn Thibaud nach La Crosse zur Hilfe gesandt. Nachdem unterdessen noch einige andere Patres angekommen waren, bestieg im Jahre 1853 P. Taché als Nachfolger von Msgr. Provencher den bischöflichen Stuhl von St. Bonifaz. Trotz des Zuwachses an Missionären standen die Kräfte doch noch immer in keinem Verhältniß zur Aufgabe. Unglaublich klingt folgender Überblick über den Stand der Mission, welchen P. Faraud im Jahre 1851 niederschrieb.

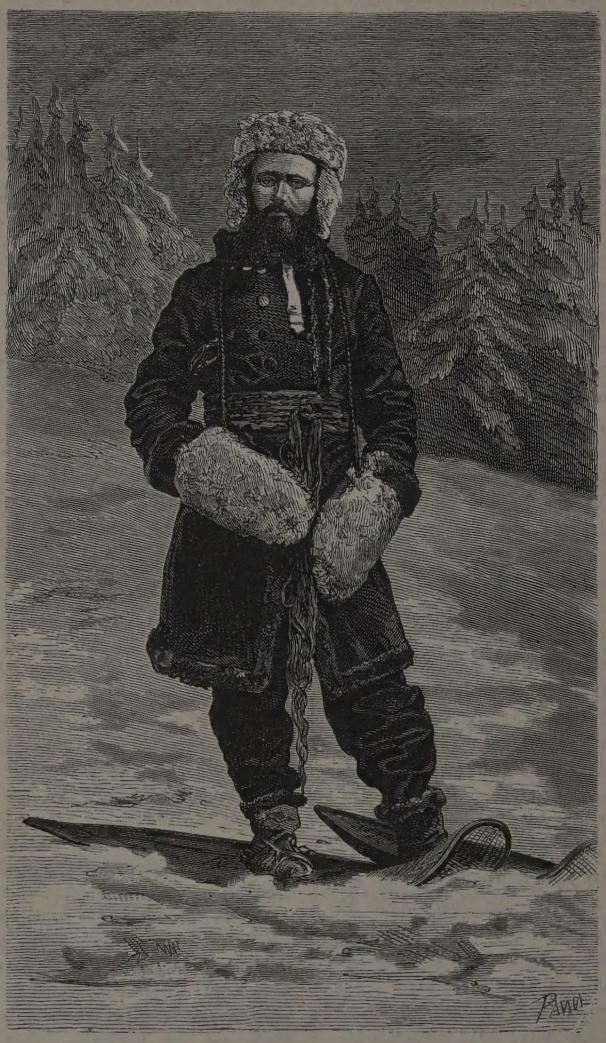
„Die Mission am Red River zählt nur erst acht Priester, wovon fünf unserer Congregation angehören. Die Diözese erstreckt sich vom 50. bis 70.° N. und vom 90. bis 140.° W. Auf diesen ungeheuren Landstrich vertheilen sich die acht oben genannten Priester wie folgt: Msgr. Provencher residirt mit Herrn Laflèche und P. Bermond am Red River; die Herren Thibaud und Bourassa etwa 200 englische Meilen weiter am Teufelssee unter den Kri, die PP. Taché, Maisonneuve und Tyssot am See La Crosse, ungefähr 400 Meilen vom Red River entfernt, und meine Wenigkeit seit zwei Jahren am Athabasca-See, der noch 150 Meilen von La Crosse und folglich 550 Meilen vom Mittelpunkte der Mission entfernt ist."

Es drängt sich von selber die Frage auf, welche Verkehrsmittel hier den Missionären für ihre nothwendig sehr häufigen und sehr weiten Reisen zu Gebote stehen. Nun, keine andern als diejenigen, über welche jeder Reisende in jenen Gegenden verfügt. Da sind die zahllosen Seen und Flüsse. Indianer liefern die Boote aus Birkenrinde und stellen zugleich die Ruderer. Hindern Stromschnellen oder Höhenrücken die Weiterfahrt, bezeichnet eine Reihe stehender Lachen zwischen Seen die Furche, welche zur Regenzeit zur fahrbaren Wasserstraße wird, dann wird das Gepäck ausgeladen und sammt dem Boote zum nächsten Punkte des Fahrwassers getragen. Solche Stellen nennt man portage (Tragplatz), und diese Bezeichnung ist in viele Ortsnamen übergegangen. Der Missionär führt einen Tragaltar mit sich und ein kleines Zelt, das zusammengelegt und in einen Sack gepackt wird. Soll im Freien Gottesdienst gehalten werden, dann wird unter diesem Zelte der Altar aufgeschlagen, die Gläubigen knieen auf den Rasen oder auf den Schnee nieder, der Priester, der hier in der Regel zugleich auch sein eigener Meßdiener sein muß, bringt das heilige Opfer dar und hält den Unterricht.

Weit beschwerlicher ist eine Winterreise. Hören wir die Beschreibung, welche uns ein Missionär von einer solchen entwirft.

„Bevor die Reise angeht, wird Toilette gemacht. Zuerst ziehe ich zwei Flanellhemden und darüber eine wollene Jacke an; deßgleichen Beinkleider von Flanell, darüber solche aus Renthierleder und darüber noch weitere aus einem Stoffe, welcher hier mitasse genannt wird. Dann schlüpfe ich in meinen Rock aus Renthierleder, den ich mit meinem priesterlichen Cingulum befestige, und wieder in einen Überrock aus eben demselben Stoffe, der mir bis an die Kniee reicht. Die Füße dürfen auch nicht vergessen werden. Über ein Paar dicke wollene Socken, die ich mir aus einer Decke zurechtgeschnitten habe, ziehe ich ein Paar längere Strümpfe und darüber ein zweites Paar ebensolcher Socken. Droht aber die Kälte gar zu ungemüthlich zu werden, so tritt an Stelle der letzteren ein Paar Socken aus Ziegenfell. Zum Schlusse ziehe ich über all' diese Fuß- und Beinbekleidung ein Paar Stiefel aus recht schmiegsamem Leder, die ich unter den Knieen festbinde. Meine Ohren verschwinden unter der an beiden Schläfen tief herabhangenden Bibermütze. Zwei Säckchen von etwa 20 Centimeter Länge hängen, durch eine wollene Schnur verbunden, von meinen Schultern herab: das sind meine Handschuhe, wohlgefüttert mit Pelz und Wolle, das versteht sich! So, jetzt bin ich fertig. Vor meinen Schlitten sind vier kräftige Hunde gespannt; auf demselben befinden sich meine Decken, mein bescheidenes Reisegepäck, sodann Lebensmittel für den Führer, für mich und für unsere Hunde auf acht Tage; für die Hunde macht das 64 Fische, zu je 1—1½ Pfund das Stück. Der Führer gibt das Zeichen zum Aufbruch, ich verabschiede mich von meinen Mitbrüdern, die ich 6—7 Monate lang nicht wiedersehen werde, und die Reise beginnt. Anfangs ist auf dem festen Schnee der Weg gebahnt: ich werfe also vorerst meine Schneeschuhe auf den Schlitten. Bald ist die Missionsstation unseren Blicken entschwunden. Zuerst geht es durch Wälder, dann weiter auf der 3—9 m. dicken Eisdecke eines Flusses. Schon hat die Sonne die Hälfte ihres Laufes zurückgelegt, wir beschleunigen unsere Schritte und erreichen gegen Mittag ein Indianerlager. Wir theilen das Mahl der Wilden, die mir ihr bestes Stück Elennbraten überlassen, und darnach geht's gleich wieder fort. Unterdessen ist frischer Schnee gefallen, die Bahn, d. h. das Schlittengeleise und die Spur einiger vorangegangener Wanderer, hat sich verloren: es ist Zeit, daß ich meine Schneeschuhe anlege. — Aber Schneeschuhe, was sind das? Schneeschuhe sind im Grunde nicht dasjenige, wofür man sie vielleicht am ehesten zu halten versucht wäre, eine Fußbekleidung; sie sind vielmehr ein künstlicher, wandernder Fußboden, den man an den

Füßen mitschleppt, um nicht in den Schnee einzusinken. Die Grundlage bildet ein Rahmen aus Birken-, Tannen- oder Weidenholz, nach hinten spitz zulaufend, nach vornen sich in einer Wölbung emporhebend. In diesen Rahmen ist ein Geflecht von Riemen gespannt, das dem Ganzen eine Ähnlichkeit mit dem Schlagnetze gibt, mit welchem der Federball geschlagen wird. In dem Geflechte ist vornen eine Öffnung von etwa einem Decimeter im Gevierte gelassen, so daß beim Gebrauche der Fuß nur zu drei Viertel auf dem Geflechte ruht und die Bewegung des Kniegelenkes weniger gehindert ist. Auch wird der Schneeschuh nicht fest an den Fuß geschnallt, er hängt vielmehr mittelst Riemen an Knöchel und Zehen und läßt dem Fuße eine gewisse Freiheit der Bewegung. Beschwerlich ist diese Vorrichtung immerhin für denjenigen, welcher nicht von Kindheit an dieselbe gewöhnt ist; sie zwingt ihn, einen wankenden Gang anzunehmen und dabei stets den Oberleib vorzubeugen und mit den Armen auszuholen. Die Schneeschuhe sind von sehr verschiedener Größe, je nach Alter und Stärke desjenigen, der sie trägt; die Länge ist von 15 cm. bis zu 2 m. und darüber. — Also meine Schneeschuhe habe ich angelegt. Indessen ist es 3 Uhr Nachmittags geworden und die Sonne geht unter; wir wandern im Dunkeln fort, verlieren die Richtung und erreichen um 8 Uhr Abends ein verlassenes Lager im Walde. Bald sind ein Dutzend Bäume gefällt und in je drei Stücke getheilt. Mit meinen Schneeschuhen scharre ich mir den Schnee von einer Stelle weg, dann lege ich ein paar Tannenzweige hin und richte mir hier mein Nachtlager zurecht. Ein Zelt habe ich nicht, der liebe Himmel genügt mir vollständig. Zwei dicke wollene Decken und ein Renthierfell dazu, das schützt mich über Nacht hinreichend gegen die Kälte. Wenige Schritte von diesem Bette entfernt prasselt ein mächtiges Feuer, welches mein Führer angezündet hat. Wir beten, reden, singen mit einander, schauen uns den Himmel über uns an, bis das Wasser im Theetopf siedet und das Fleisch gebraten ist. Nach der Mahlzeit legen wir uns zur Ruhe; Bären verlassen in dieser Jahreszeit ihre Schlupfwinkel nicht und Wölfe scheuen das Feuer; ja, geht uns nur dieses nicht aus, dann steht uns eine köstliche Nacht bevor. Aber frühzeitig muß wieder aufgestanden werden; um 4 Uhr nehmen wir unser Frühstück, Thee und Fleisch, zu uns und um 4½ sind wir schon wieder auf dem Marsch. Bald gehen wir vor unseren Hunden her und bahnen ihnen den Weg, bald lassen wir ihnen den Vortritt, bald auch besteigen wir den Schlitten — doch ist Letzteres die Ausnahme, denn unser Gespann will geschont sein. So reist man hier zu Lande Tage um Tage."



Ein Missionär in seinem Reisecostüm.

III. Die Mission am Athabaska- und am Sklavensee.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zur Geschichte der Mission zurück. Wir haben bereits oben die Gründung einer Station am Athabaska-See erwähnt und müssen hier den Hergang derselben nachholen. P. Faraud, Oblat der Unbefleckten Empfängniß, war im Sommer 1848 dem P. Taché nach La Crosse nachgeeilt. Der Winter wurde der Erlernung der Sprachen der Chippewayan und der Kri gewidmet, und zwar mußte letztere das Verständniß der ersteren vermitteln, da man als einzigen Lehrmeister derselben einen alten blinden Kri hatte, der kein Wort Französisch verstand. Bereits Ende Mai folgenden Jahres war P. Faraud im Stande, die Katechese in der Kri-Sprache zu halten. Inzwischen erhielten die beiden Missionäre einen Brief ihres Provinzials, welcher sie von der am 24. Februar 1848 in Paris vollzogenen Revolution benachrichtigte, die Befürchtung aussprach, daß dieselbe vielleicht auf die Unternehmungen der Glaubensverbreitung lähmend zurückwirken könne, und sie auf die Möglichkeit der Verringerung oder gar des Ausbleibens der bisherigen Unterstützungen hinwies. Die beiden Missionäre hielten Rath, was zu thun sei, und faßten den hochherzigen Entschluß, sich selbst lieber jegliche Entbehrung aufzuerlegen, als ihre apostolische Thätigkeit einzuschränken. Die beiden Diener der Mission wurden verabschiedet und die Missionäre selbst nahmen die verschiedenen Dienstleistungen in Küche und Haus auf sich. Zwei Monate später schloß sich P. Faraud den nach dem Norden reisenden Beamten der Hudsonsbai-Gesellschaft an und erreichte am 18. September 1849 Fort Chippewayan am Nordwestende des Athabaska-Sees.

Kaum erfuhren die Wilden seine Ankunft, so kamen sie insgesammt herbei und es folgten für den Missionär drei Wochen angestrengtester Thätigkeit. Dann aber gemahnte der eintretende Schneefall die Indianer, ihre Winterlager zu beziehen und Monate lang bildeten nunmehr einige Waisenkinder und alte Frauen

die ganze Heerde des seeleneifrigen Priesters. Das war der Augenblick, welchen er für den Bau einer Kapelle in Aussicht genommen hatte. Der Agent der Compagnie im Fort leistete willfährig Hilfe und vor dem Eintritt des Frostes waren die erforderlichen Baumaterialien zur Stelle. Der Missionär selbst nahm die Axt zur Hand und fällte Bäume; er war es auch, der Thüren, Fenster und die nothwendigsten Möbel zimmerte. Noch im Laufe des Winters kam das Gebäude unter Dach und bis Neujahr 1851 war es vollkommen im Stand. Es maß vier Meter in's Gevierte und war Kapelle und Wohnhaus zugleich: die Mission de la Nativité war gegründet. Aber wie lang waren dem Missionär die einsamen Wintermonate geworden! Oft trieb es ihn, seinen Posten, an welchem er zur Winterszeit ja doch so gut wie gar keine Seelsorge hatte, zeitweilig zu verlassen und sich ein paar Tage Ruhe bei seinen Mitbrüdern in La Crosse zu gönnen, aber er schlug die Versuchung aus; hätte ihn doch die Reise dahin nicht weniger als zwei Monate gekostet, und eine so lange Unterbrechung vertrug sich nicht mit den Anforderungen des begonnenen Baues. Als aber dieser fertig dastand, da strömten auch die Wilden schaarenweise herzu — es mochten ihrer im Ganzen an die 1200 sein — und entschädigten durch zahlreiche Bekehrungen den Missionär für seine Mühen.

Aber schon verlangten entferntere Völkerschaften, die Botschaft des Heiles zu vernehmen, und der eifrige Missionär konnte ihrem Rufe sein Ohr nicht verschließen. Noch im Jahre

Ein Missionär mit seinem Schlitten bei der Station Goodhope.

1851 besuchte er die Ufer des großen Sklavensees, wohin an die 1600 Wilde aus der ganzen Umgegend, manche aus einer Entfernung von 200—300 Meilen, zusammenströmten. Er wurde mit Freude begrüßt. „Endlich hat sich Gott unseres Elendes erbarmt," hörte er ausrufen, „und wir schauen mit unseren Augen denjenigen, der das Wort besitzt." Andere klagten unter Thränen: „Warum haben unsere Väter nicht so lange gelebt, daß sie den Überbringer des Wortes des guten Gottes sehen konnten!" Fünf Wochen war der Missionär unausgesetzt mit ihrem Unterrichte beschäftigt. In weniger als zehn Tagen hatten sie die Gebete so gut gelernt, daß sie gemeinschaftlich den Rosenkranz beten und einige Gesänge absingen konnten. Eine Anzahl aus ihnen wurde zu Ende jenes Zeitraumes zur heiligen Taufe zugelassen, die Gesinnungen Aller berechtigten zu den schönsten Hoffnungen. Nun kehrten jene, welche am entferntesten wohnten, nach Hause zurück und übermittelten den guten Samen ihren Familien, der denn auch seither sich segensreich entfaltet hat. Die fünf Jahre, während welcher sie nunmehr sich selber überlassen blieben, haben ihrem Eifer keinen Eintrag gethan, indem die Briefe[1] des Missionärs

[1] Von Anfang an waren die Missionäre beflissen, mit Hilfe einer Silbenschrift die Wilden lesen und schreiben zu lehren. Diese Bemühungen waren besonders unter den Chippewayan erfolgreich. Die Wilden, selbst des Gesanges unkundig, lauschten mit Entzücken den Kirchenliedern der Missionäre. Diese schrieben ihnen die Lieder auf

und die Bemühungen der Einsichtigeren unter ihnen denselben rege zu erhalten wußten. Als P. Faraud sie 1856 wieder besuchen konnte, fand er zu seinem unaussprechlichen Troste ein christlich lebendes Volk, das seinen früheren Unordnungen entsagt hatte. Doch vernehmen wir aus seinem eigenen Munde den Bericht dieses seines zweiten Besuches.

„Bereits vor vier Jahren hatte ich," schreibt er im December 1856, „dieses Werk begonnen, und mein Plan war, dasselbe fortzusetzen, indem ich jedes Frühjahr bei den am Sklavensee wohnenden Stämmen meinen Besuch erneuerte. Aber nicht so hatte es die Vorsehung gewollt. Die Herren dieser Landstriche," d. i. die Hudsons-bai-Gesellschaft, „erhoben Einsprache, aus Besorgniß, wie sie sagten, es möchten sich die Missionäre auf Kosten der Armuth dieser Wilden bereichern. Mein erster Gedanke war, die Sache trotz dieses Widerspruches durchzusetzen; aber Mgr. Taché rieth, abzuwarten, bis die Compagnie ihren Sinn geändert habe. Durch wiederholte dringende Briefe erwirkte er denn auch die Erlaubniß, am Sklavensee eine Missionsstation zu gründen, und der Geschäftsträger der Compagnie im dortigen Fort wurde ausdrücklich angewiesen, den Missionären hilfreich zur Hand zu gehen. Der hochw. Bischof ersah mich für dieses Unternehmen. Es galt die Gründung einer bleibenden Niederlassung durch den Bau eines Missionshauses: nur so wurde es den Directoren der Compagnie unmöglich gemacht, die gegebene Einwilligung zurückzuziehen. So nahm ich denn einen Arbeiter und einen andern wohlgesinnten jungen Mann mit mir und trat am 31. März, noch vor der Zeit, wo der Schnee schmilzt, von Athabaska aus die Reise an.

„Es war Mitternacht. Das Silberlicht des Mondes spielte zwischen den schnee- und eisbeladenen hundertjährigen Tannen. Aber kaum hatten wir die geräumige, mit zahlreichen Inselchen besäete Bucht erreicht, wo der Sklavenfluß in den Athabaska-See einmündet, da plötzlich wich der fahle Mondschein einem strahlenden Nordlicht. Nie hatte ich es geschaut in so entzückender Pracht, in so lebhaftem Farbenspiel, in so reicher Mannigfaltigkeit zartester Lichtzeichnungen. War es mir doch, als begrüßte der weite Himmel die Abreise des armen Missionärs, der da auszog, um die Seelen einiger elenden Wilden wiederzugewinnen. Schnell eilten wir vorwärts und bogen eben in ein enges, gewundenes Flußbett ein, als plötzlich dichte Finsterniß uns umhüllte: die Pracht des Nordlichts war erloschen und der Mond hinter heraufziehendem Gewölke versteckt; dagegen ertönt rings um uns das Geheul der Wölfe und das Krachen des Eises; bald fällt der eine von uns, bald der andere auf der tückischen Eisstraße zu Boden. Zwei Stunden dauerte dieser beschwerliche Marsch, dann zertheilte ein heftiger Wind die Wolken. Aber nun war es wieder der scharfe Wind, der uns empfindlich belästigte und gegen dessen Zudringlichkeit uns nur hin und wieder ein Wald in Schutz nahm. Bei Sonnenaufgang war ein Indianerlager in Sicht; weil jedoch unser Führer befürchtete, der aufthauende Schnee würde später am Tage das Gehen erschweren, so eilten wir voran, bis der Schnee unter unseren Füßen zu schmelzen begann. Jetzt wurde auf offenem Felde campirt, Mahlzeit gehalten und dann auf dem durchnäßten Boden der versäumte Schlaf nachgeholt. Am Abend weckt mich ein auf mir lastender Druck; ich vermag weder den Kopf zu erheben, noch meinen Körper zu wenden; bald zwingen mich Athmungsbeschwerden und eisige Kälte, das Allarmzeichen zu geben. Der Wind hatte das Gewölk von Norden her zusammengetrieben und wir lagen unter fußhoher Schneedecke begraben. Es brauchte nicht wenig Mühe, um uns derselben zu entledigen, und nun fanden wir uns ohne zureichende Bekleidung — denn wir hatten auf anhaltendes Thauwetter gerechnet — einer Kälte von mindestens 20° ausgesetzt. Schnell war ein Feuer angezündet und, um dasselbe gekauert, beten wir, lachen wir und setzen nach eingenommenem Imbiß unsere Wanderung fort. Zwei Tage ging es jetzt unter anhaltendem Schneesturme weiter, dem Sklavenfluß entlang. Wir waren auf's Äußerste erschöpft, aber wie konnten wir im Freien Rast halten? Der liebe Gott kam uns zu Hilfe.

„Am jenseitigen Ufer entdeckten wir eine Hütte. Nichts ist elender als so eine Hütte der Wilden, und diese war unter ihresgleichen noch lange nicht die beste. Ein altes Weib mit vier zerlumpten Kindern empfing uns. Mir ward der Ehrenplatz angewiesen, d. h. ich durfte mich in einem Winkel auf den Boden kauern, Rücken und Kopf gegen ein Elennfell lehnen und mich ausräuchern lassen nach Herzenslust. Während mir die Nähe des Feuers das Antlitz versengte, streifte eisiger Wind meine Schultern; bald verspürte ich schmerzliche Krämpfe. Aber was war zu thun? Einen bessern Platz gab es hier nicht und so mußte ich obendrein die naiven Späße unserer Wirthin mit in den Kauf nehmen, die sich an meiner Verlegenheit erlustigte. — Ein mächtiges Stück Fleisch war in den Kessel gethan worden, welchen die Kinder hin und wieder vom Feuer zerrten, um ein Stück seines Inhaltes an sich zu reißen und zu verschlingen. Endlich ist das Essen gar; die Wirthin, fest entschlossen, für mich ihr Bestes zu thun, sucht zwischen einigen Hasenfellen, auf denen sie saß, einen noch blutigen zinnernen Teller hervor und säubert ihn mit dem Rande ihres Lederrockes; auch ein Messer und eine Gabel kommen zum Vorschein und werden auf die gleiche Weise gereinigt. Dann hebt sie mit der Gabel ein Stück Fleisch aus dem Kessel, reißt davon, um sich zu überzeugen, ob es gar ist, einen Bissen mit den Zähnen herunter und präsentirt es mir mit tadelloser Grazie auf dem Teller. Kaum war also den Pflichten der Gastlichkeit Genüge geschehen, da fielen auch schon Mutter und Kinder über den Kessel her und schlangen in einem Augenblick dessen ganzen Inhalt hinunter. Jetzt wandten sich ihre Blicke mit unverhohlener Gier nach meinem Teller. Das Fleisch vom Knochen loszulösen ging mir nicht so rasch von der Hand und so überließ ich ihnen das Beste von meinem Antheil. Mutter und Kinder griffen hastig zu. Eben hatte ich in der festen Überzeugung, daß meine Wilden sich jetzt endlich gesättigt hätten, die Augen zugedrückt, als ein allgemeines Freudengeschrei mich wiederum weckte. Freundlich grüßte mich ein einäugiger gebückter Greis, von dessen Haar mehr als ein Eiszapfen herunterhing. Er ließ sich in unserem Kreise nieder. Zwei Renthiere, so erzählte er, hatte er erlegt und dazu eine Anzahl Marder, und zum Beweise zog er ein junges Renthier aus einem Sacke hervor. Es war 8 Uhr Abends, der Mann war nüchtern, eine neue Mahlzeit wurde bereitet. Das ganze Renthier wanderte dießmal in den Kessel, und fürwahr! weder Mutter noch Kinder ließen sich's anmerken, daß sie eben erst eine vollwichtige Mahlzeit zu sich genommen hatten — in zehn Minuten war vollständig aufgeräumt.

---

und prägten sie gleichzeitig ihrem Gedächtnisse ein. Indem nun die Wilden sich gewöhnten, mit bestimmten Schriftzeichen auch stets bestimmte Worte des Liedes in Verbindung zu bringen, wurden sie allmählich mit den Schriftzeichen selbst vertraut und es verging kaum ein Jahr, da konnte auch schon eine große Anzahl lesen und schreiben. Nun ward die Begeisterung allgemein; der Privateifer vertrat die Stelle von Schulen, auf deren Einrichtung man in Anbetracht des unstäten Lebens dieser Wilden doch hätte verzichten müssen; Nachbarn wurden die Schulmeister ihrer Nachbarn. Oft kam es vor, daß ein Wilder, dem es anfänglich gar nicht um Bekehrung zu thun war, dem Beispiele von Stammesgenossen folgend, lesen und singen lernte und so, ehe er sich dessen versah, christliche Gesinnungen annahm. Bereits im Jahre 1864 konnte P. Faraud, damals schon apostolischer Vikar des Distriktes von Athabaska-Mackenzie, den Directoren des Werkes der Glaubensverbreitung die Versicherung geben, daß weitaus die Mehrzahl der Neophyten in der angedeuteten Weise lesen und schreiben gelernt hätte. Die katholischen Missionäre bedienten sich hierbei der in den vierziger Jahren von dem Wesleyanischen Prediger Evans zu Norway-House am Winipegsee ausgearbeiteten Silbenschrift.

„Morgens weckte ich meine Gefährten und nach verrichtetem Gebete verabschiedeten wir uns von unserer Wirthin. Freundlicher Sonnenschein ließ uns die Mühsale des vorhergehenden Tages vergessen. Es war ein angestrengter Tagmarsch, den wir jetzt zurücklegten, aber wehe! als wir des Abends Halt machten und in unsern Vorrathsack griffen, da fanden wir ihn leer. Die Hunde und die kleinen Indianer hatten ihn Tags zuvor geleert, nur ein Stück getrocknetes Fleisch, ungefähr fünf Unzen im Gewicht, war ihrer Nachspürung entgangen und wurde jetzt vertheilt; aber was war das für drei Menschen und vier Hunde! Den folgenden Morgen brachen wir nüchtern auf, Mittags wärmten wir unsere von Müdigkeit und Entbehrung entkräfteten Glieder an einem Feuer. So weit das Auge reichte, nichts als Fluß und Wüste: da hindurch führte unser Weg. Wir suchen unsere Schritte zu beschleunigen, aber ein starker eisiger Wind lähmt unsere Kräfte. Schon ist die Sonne untergegangen und wir sind noch weit vom Ziele unserer Wanderung entfernt. Unser Schicksal lag in Gottes Hand und er schaffte uns Rettung. Eben beginnt es zu dunkeln, da gewahre ich in der Ferne einen lichten Punkt, wir gehen auf denselben los und ¾ Stunden später betreten wir ein christliches Haus.

„Beaulieu, der Sohn eines Kanadiers und einer Indianerin, hatte früh seinen Vater verloren und war unter den Wilden aufgewachsen. Seine Aufführung gewann ihm das Vertrauen seiner Stammesgenossen, sowie der Beamten der Compagnie; er wurde als Dolmetscher verwendet. Nachmals zog er sich zurück und wurde als ein Häuptling seines Stammes betrachtet. Des unsteten Lebens müde, hatte er sich endlich hier in der Nähe des Salzflusses niedergelassen. Die schwachen, in der Kindheit empfangenen, religiösen Eindrücke hatten sich bald verwischt, und dennoch, als er, schon ein Greis, von der Anwesenheit eines katholischen Priesters am La Loche Portage, 130 Meilen von seinem Wohnorte, hörte, machte er sich mit seiner ganzen Familie dahin auf den Weg, um, wie er sagte, ‚den Mann aus dem Lande seines Vaters zu sehen, der gut zu leben lehrt'. Kein Opfer war ihm zu groß, um der Gnade der heiligen Taufe gewürdigt zu werden, die ihm denn auch Msgr. Taché einige Zeit nachher ertheilte. Seither hatte sein Erstlingseifer nicht nachgelassen und wiederholt hatte er beim hochw. Bischof um einen Priester angehalten, der sich bei ihm niederlassen und den umwohnenden Wilden das Evangelium verkündigen sollte; doch war sein Gesuch wegen der geringen Zahl der Missionäre noch nicht berücksichtigt worden. Mit welchem Jubel wurden wir in diesem Hause begrüßt! wie freigebig nach zweitägiger Entbehrung in demselben bewirthet! Ich mußte mich dazu verstehen, acht Tage hier zuzubringen, um diese wohlgesinnte Familie in den Glaubenswahrheiten zu unterrichten, von welchen Alle nur eine höchst mangelhafte Kenntniß hatten. Ich taufte fünf Kinder und vier Erwachsene und spendete dreien von den letzteren die erste heilige Communion. Als ich mich am 12. April verabschiedete, stellte mir Beaulieu einen schönen, mit drei schwarzen Hunden bespannten Schlitten zur Verfügung und hieß seinen ältesten Sohn mich begleiten."

Die Reise ging jetzt rasch ihrem Ende entgegen; nach zehn weiteren Tagen, an denen die Strapazen nicht fehlten, langte der Missionär am Ziel seiner Bestimmung, in Fort Resolution, an. Der Empfang war Anfangs ein ziemlich kalter, aber sobald der Commandant die Empfehlungsbriefe gesehen, welche die Hudsonsbai-Gesellschaft dem hochw. P. Faraud ausgestellt hatte, hellte sich sein Gesicht auf, und er bewies sich in der Folge als ein Freund der Mission. Unweit des Forts lag im See ein kleines Eiland, Elenninsel genannt; diese wurde für die Gründung der Station in Aussicht genommen. Am 25. April wurde der Bau der Kapelle begonnen; unterdessen aber fanden sich von allen Seiten Wilde ein, und zwar sowohl die, welche vor vier Jahren bereits den ersten Unterricht empfangen hatten, als auch solche, welche in der Zwischenzeit erst vom Missionär und seiner Predigt hatten reden hören. Durch den täglich zu wiederholten Malen zu ertheilenden Unterricht wurde zwar der Bau verzögert, aber er schritt dennoch so rasch fort, daß P. Faraud die Einsegnung der Kapelle, die dem hl. Joseph gewidmet wurde, vor seiner Rückkehr nach La Crosse vornehmen konnte. Mit dieser Feierlichkeit wurde die Taufe der ersten Neophyten verbunden. Der Missionär erzählt dieses im oben bereits theilweise angeführten Briefe:

„Am 14. Juni, da ich eben am Ufer des Sees meine Katechumenen unterrichtete, ertönte unvermuthet ein nicht enden wollendes Knattern von Flintenschüssen, der Willkomm eines heranziehenden Stammes. Meine Wilden erheben sich und erwiedern mit einer Salve den Gruß, auf welchen sofort eine Gegensalve antwortet; dann setzen wir unsern Unterricht fort. Bald erscheint in der Ferne eine Anzahl Boote: es sind die Wilden vom Lac du Boeuf, deren Ankunft durch den Eisgang verzögert worden war. ‚Vater!' rufen sie mir entgegen, ‚mußten wir denn, nachdem wir so lange nach deiner Ankunft uns gesehnt hatten, erst kurz vor deiner Abreise eintreffen und so eines ausführlichen Unterrichtes beraubt werden?' — Von all' diesen guten Leuten war ein Einziger getauft, aber dieser hatte als Apostel seine Stammesbrüder unterrichtet, so daß man sie für alte Christen hätte halten mögen. Übrigens haben die zahlreichen Stämme am Mackenzie alle ein so großes Verlangen nach religiösem Unterricht, daß oft ein Einziger, der in den nothwendigsten Glaubenswahrheiten unterwiesen worden ist, dieselben an alle seine Stammesgenossen vermittelt, und dann betrachten sie sich Alle, auch wenn sie noch nicht getauft sind, als Christen. Die ganze Nacht brachte ich damit zu, unsere neuen Ankömmlinge zu prüfen, und dann bestimmte ich einen Tag für das große Fest der Ertheilung der heiligen Taufe. Glücklicherweise war unsere bescheidene Kapelle bereits insoweit vollendet, daß die Feierlichkeit in derselben stattfinden konnte. In aller Frühe zog ich mich auf einen Hügel, der Haus und Kapelle überragt, zurück, um ungestört dem Gebete obzuliegen. Unter mir lagen 260 Hütten und das Gemurmel von Betenden drang bis an mein Ohr herauf. Am Vorabend hatte ich Allen empfohlen, zu beten, und so hatten sie die Nacht mit Rosenkranzbeten und heiligen Gesängen durchwacht. Bei Tagesanbruch wurden Einige von Müdigkeit überwältigt und schliefen ein, während Andere zu beten fortfuhren. Auf ein gegebenes Zeichen versammelten sich Alle. Nach der heiligen Messe nahm ich den namentlichen Aufruf vor und 36 wohlvorbereitete Erwachsene empfingen das Sacrament der Wiedergeburt. Wenige Tage später folgten ihnen 80 Andere nach. Wie soll ich das Übermaß des Trostes aussprechen, welches ich da empfand!

„Bereits hatten die Sonnenstrahlen von ihrer Gluth verloren und Eile erschien geboten. Missionshaus und Kapelle waren vollendet. Ich beeilte mich, diejenigen zu taufen, deren Taufe ich bisher wegen mangelnden Unterrichts hatte hinausschieben müssen; ich segnete viele Ehen ein, spendete die Sacramente der Buße und des Altars und nahm dann von meinen Kindern Abschied. Im Fort empfing mich der Commandant wie einen alten Freund und zwei Tage später bestieg ich ein Boot der Compagnie, das nach Süden fuhr. Ohne jeglichen Unfall, denn es war noch Sommerszeit, erreichte ich La Crosse."

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

Polynesien.

Sandwich-Archipel. (Brief des hochw. P. Albert Montiton aus der Congregation der heiligsten Herzen, Missionär zu Waikane auf der Insel Oahu. — Vgl. 1875, S. 147 ff.)

„Hawaii, die größte Insel des Sandwich-Archipels, besitzt bekanntlich einen der thätigsten Vulkane auf der ganzen Erde: es ist dieses der Mauna-Loa; auf seinem Gipfel, 13,760 Par. Fuß (4470 m.) über dem Meere, liegt der aktive Krater Mokuaweoweo, und auf seinem Südabhang, 3970 Fuß (1290 m.) über dem Meere, der große, immer thätige Krater Kilauea. Der Kilauea ist also nicht ein Kegel, wie man sich gewöhnlich die Vulkane vorstellt, sondern ein ungeheures Loch von etwa drei Stunden im Umkreis und einer Tiefe, die je nach der Höhe der Lava zwischen 300 und 400 m. schwankt. Ungefähr eine Stunde südlich von diesem Krater bietet der Mauna-Loa ein anderes ebenso großartiges und noch schrecklicheres Schauspiel; es ist dieses der See Halemaumau, ein ‚Feuersee' im eigentlichen Sinne des Wortes, ‚die heilige Wohnung der Göttin Pele' nach der altheidnischen Mythologie der

Der Feuersee am Mauna-Loa.

Eingeborenen. Der See ist von unregelmäßiger Gestalt; sein kleinster Durchmesser mag eine Länge von etwa 160 m., sein größter von etwa 650 m. haben; an der einen Seite kann man auf einem etwa 15 m. hohen, schroff in den See abfallenden Felsenufer die Wogen der glühenden Lava betrachten. Jeden Augenblick senden feurige Springquellen ihre Flammen in die Lüfte empor. Es ist ein wahres Bild der Hölle und die alten heidnischen Eingeborenen ließen die Gottlosen in diesem Feuersee ihre Strafe verbüßen[1].

Nach diesen Vorbemerkungen komme ich zu dem großartigen Ausbruch, den vor jetzt zwei Monaten der Mauna-Loa uns

[1] Es sei uns gestattet, nach einem anderen Augenzeugen ein etwas abweichendes Bild dieses jedenfalls einzigen Naturschauspiels zu geben. Ein Franzose, Herr von Varigny, besuchte im November 1857 den Feuersee; nach ihm hat derselbe „einen Umfang von mehr als einer Stunde und lag in ungefähr 70 Fuß Tiefe unter ihm. Die eingeborenen Begleiter legten am Rande ihre Fußbekleidung und Kopfbedeckung ab, murmelten leise einige Worte und befestigten an Steinen allerlei Gegenstände, welche sie zu diesem Zweck mitgenommen hatten, z. B. Korallenhalsbänder, Glasperlen u. dgl. Dann warfen sie dieselben als Opfergabe hinab in die Feuermasse und riefen dreimal: ‚Aloha Pele', ‚ich grüße dich, Pele'. Im See, aus welchem eine entsetzliche Hitze aufstieg, wogte nach allen Richtungen hin eine schwarze, flüssige Masse, einem unruhigen Meer vergleichbar, und brandete an den Wänden, von welchen sie eingeschlossen ist. Jetzt

Ein Krater am Mauna-Loa.

gezeigt hat. Am Abend des 14. Februar war fast der ganze Berg in dichte Rauchwolken gehüllt; gegen 9 Uhr zerstreuten sich diese Wolken und ließen eine Feuersäule erblicken, die nach der Schätzung glaubwürdiger Zeugen sich bis zu 2000 m. über den Krater erhob[1]. Die ganze Insel war taghell erleuchtet und die Flammen warfen einen so hellen Widerschein auf die Insel Maui, daß man dort glaubte, die zahlreichen Zuckerpflanzungen der Insel ständen im Feuer. Der Ausbruch, welcher von häufigen Erschütterungen des Bodens begleitet war, dauerte aber nur sechs Stunden.

Am 24. Februar jedoch fand ein zweiter Ausbruch an einer ganz unerwarteten Stelle statt; gegen 3 Uhr Morgens bemerkten die Bewohner an der Westküste der Insel, an der Kealakeakua-Bay, auf dem Wasser eine unzählige Menge von rothen, blauen und grünen Flammen, die etwa eine engl. Meile vom Lande entfernt waren; anfangs hielten sie dieselben für die Lichter eines herankommenden Schiffes, allein die große Zahl ließ sie diese Annahme als Irrthum erkennen und beim Aufgang der Sonne löste sich das Räthsel; es war ein unterseeischer Vulkan, der aus einer Tiefe von 20—60 Faden Rauch und Dampf ausstieß. Am nämlichen Tage noch kam ein Regierungsschiff an und sandte sogleich drei Boote auf die Stelle der Eruption, wo das Wasser wie über Stromschnellen heftig aufkochte und Lavablöcke aufgeschleudert wurden. In Zeit einer Minute wurde eines der Boote sechsmal von solchen aufsteigenden Lavastücken getroffen, ohne jedoch Schaden zu leiden. Das Meer selbst war mit Hunderten von Lavastücken bedeckt und einige hatten eine Oberfläche von etwa 1/4 Quadratmeter. Diese glühende Lava stieß Dampf und schwefelige Gase aus, welche die Luft mit Gestank erfüllten. So lange die Stücke glühend waren, schwammen sie auf dem Wasser, oben gehalten durch die Gase, die sie enthielten; wenn sie aber erkalteten und Wasser eindringen ließen, sanken sie unter. Die ganze unterseeische Eruption war von einem dumpfen Geräusch begleitet, während zugleich an verschiedenen Punkten der Insel Erderschütterungen stattfanden. Eine auffallende Eigenthümlichkeit bei diesem Ausbruch war die Bildung einer Erdspalte, die sich vom Seeufer an etwa eine Meile in's Land hinein erstreckt und an verschiedenen Stellen eine Breite von etwa 15 Centimeter bis zu einem Meter hat.

Seit einem Jahre bemerkte man eine ungewöhnliche Thätigkeit im Krater unseres furchtbaren Kilauea und man fürchtete, daß diese Thätigkeit der Vorbote eines nahen Ausbruches sei. Der neue Ausweg, den sich die Lava unter dem Meere gesucht hat, wird wohl als ein neues Sicherheitsventil dienen, das unsern Archipel und namentlich die Insel Hawaii vor neuen größeren Ausbrüchen bewahrt[1].

Die meiner Sorgfalt anvertrauten Christen sind nicht gerade zahlreich und auch nicht besonders eifrig; doch gibt es unter den ‚alten' Christen einige, deren Frömmigkeit mich tröstet und aufrichtet. Ungefähr drei Kilometer von der Kirche von Waikane entfernt wohnt eine alte Frau, eine Siebenzigerin, welche als Bekennerin hohe Ehrfurcht verdient. Sie war unter den ersten, welche beim Beginn der Mission die heilige Taufe erbaten und empfingen; bald nachher wurde sie mit anderen Neubekehrten gefangen nach Honolulu gebracht, wo die calvinistischen Prediger durch grausame Mißhandlungen ihren Bekehrungseifer an ihr bethätigten, aber vergebens, denn sie blieb standhaft. Im verflossenen Jahre hat diese Frau mir nicht geringe Dienste geleistet, als ich ihren Mann, der das Unglück gehabt hatte, vom Glauben abzufallen, zum Tode vorbereitete. In diesem Jahre wollte sie trotz ihrer siebenzig

erhebt sich eine Welle hoch über andere, der glühende Schaum schlägt auseinander und eine rothe Welle flüssigen Feuers kommt zum Vorschein. Sie strömt langsam und regelmäßig von der einen Wand nach der Mitte hin und verschlingt auf ihrem Wege den schwarzen Schaum. Von der anderen Seite kommt ihr eine andere rothe Woge entgegen und beide prallen gegeneinander mit einem eigenthümlichen Getöse; es war, als ob hundert Bergströme Lawinen von Fels- und Steingeröll donnernd in die Tiefe schleudern. Jede dieser Feuerwellen hatte eine Höhe von etwa 20 Fuß; sie waren glühende Berge, die ihre Kräfte mit einander maßen. Als sie einander begegneten, wankte der verglaste Boden unter den Füßen der Wanderer auf und ab, und es entstand ein krachendes Getöse. Nun bildeten sie eine Feuerpyramide, die höher als 60 Fuß emporstieg und glühenden Schaum nach allen Richtungen hin aussprühte. Bald blieb der einen Welle die Oberhand, sie drängte die andere zurück, breitete sich wie ein weites rothes Tuch aus und schlug mit geradezu fürchterlicher Gewalt gegen eine Wand, welche bei solchem Drucke und solcher Hitze gleichsam schmolz; sie stürzte und verschwand im Feuermeer ähnlich, wie ein steiles, überhängendes Sandufer, das von einem reißenden Wasserstrom unterwaschen und fortgerissen wird. Dieses grauenvoll erhabene Schauspiel hatte etwa eine Viertelstunde gedauert. Dann beruhigte sich das Feuermeer; seine leiser wallende Oberfläche wurde wieder schwarz, doch drang da und dort Feuer im Zickzack aus Spalten in die Höhe. Nun stiegen die Beobachter noch etwa 30 Fuß tiefer hinab und drangen bis an eine mehrfach weit durchlöcherte Lavamasse vor, die einen gewissen Schutz gewährte und von der aus sie die Bewegungen der Feuermasse deutlich verfolgen konnten. Nach einer Weile drangen wieder, genau wie soeben geschildert worden ist, Feuerberge gegen einander und abermals trat Ruhe ein" u. s. w. Vgl. Globus 1874, Bd. 25, S. 358 ff.

[1] Im Globus Bd. 32, Nro. 6 (ausgegeben am 16. Juli d. J.) lesen wir sogar: „Ein Augenzeuge in dem Orte Waimea, das 50 (engl.) Meilen nördlich vom Vulkan liegt, meldet, daß die (blutroth erleuchteten) Rauchwolken bis nicht weniger als 16,000 Fuß Höhe über den Gipfel des 14,000 Fuß hohen Berges aufstiegen und sich dann zu einer dichten Schichte ausbreiteten, welche den Himmel auf ein Areal von 100 engl. Quadratmeilen bedeckten."

[1] In dieser Vermuthung hat sich P. Montiton leider getäuscht. Wir lesen im Globus vom 16. Juli d. J.: „Schon nach zweimonatlicher Ruhe begann Göttin Pele von Neuem ihre Arbeit und zwar dieses Mal im Krater des Kilauea selbst. Seit einiger Zeit schien der erwähnte bisher immer aktive Lavasee South Lake vollkommen erloschen und bildete einen hohen Hügel schwarzer todter Lava. Um 3 Uhr Nachmittags am Freitag, 4. Mai, spürten die Bewohner des Hotels ‚Volcanoe House', das dicht am Rand des Kraters steht, einen starken Stoß, welcher einen langen Spalt auf der östlichen Seite des Kraterbodens bildete; wenige Minuten später begannen Fontainen flüssiger Lava aus demselben emporzusteigen. Zu gleicher Zeit waren nicht weniger als 50 dieser Springbrunnen flüssigen Feuers in Thätigkeit, von welchen einige eine Höhe von 100 Fuß erreichten ... Dieses seltene Naturereigniß dauerte sechs Stunden, worauf eine Fontaine nach der andern ihre Thätigkeit einstellte und wieder vollkommene Ruhe in den Riesenkratern Hawaii's eintrat."

Über die großartige Eruption, durch welche am 25. Juni d. J. der Cotopari in Ecuador das Thal von Chillo und die Stadt Latacunga verheert hat, liegt uns ebenfalls ein Originalbericht vor, den wir jedoch aus Raummangel erst in der folgenden Nummer mittheilen können. R. C.

Jahre und ihrer Kränklichkeit ihre österliche Communion in der Kirche empfangen, zu welcher sie schon seit vielen Jahren gar nicht mehr hatte kommen können. In Begleitung eines kleinen Knaben von 7—8 Jahren machte sie sich schon am Charsamstag Mittag auf den Weg, und sie gebrauchte den ganzen Nachmittag, um die drei Kilometer zurückzulegen, da sie jeden Augenblick ausruhen und Athem schöpfen mußte. Bei der Kirche angekommen, ruhte sie eine kleine Weile und betete dann in der Kirche über eine Stunde lang. Am folgenden Morgen war sie schon beim ersten Glockenschlag des Angelus in der Kirche, um zu beichten; nachher blieb sie in Andacht versunken bis zum Beginn des Hochamtes um 10 Uhr, währenddessen sie die heilige Communion empfing. Leider sind solche Beispiele selten; religiöse Gleichgiltigkeit und gänzliches Vergessen des Ewigen bilden den herrschenden Charakter einer großen Zahl unserer Sandwich-Insulaner; durch das Beispiel der nur Geld und Vergnügen suchenden Weißen verleitet, gehen auch sie ganz in der Materie auf.

Die Zeit der großen religiösen Streitigkeiten ist vorüber; wenn man sie heute zu neuem Leben erwecken wollte, könnte man es nicht, weil die Kämpfer sowohl als die Zuschauer mangeln würden. Ja, wenn der Missionär bei Krankenbesuchen oder bei sonstigem Zusammentreffen mit den Eingeborenen ein Gespräch über die Religion beginnt, schweigen die Umstehenden und nur höchst selten wird ihm eine Frage gestellt oder eine Schwierigkeit vorgelegt. Bloß die Mormonen sind immer zum Disputiren bereit, um ihre zweite Taufe und ihre Vielweiberei zu empfehlen; ihre Gründe sind aber so lächerlich und gotteslästerlich, daß eine Disputation bald unmöglich wird. Auch sind unter den Sekten die Mormonen die einzigen, welche noch einen Eifer in der Verbreitung ihrer Lehren entwickeln. Da sie sich mit großer Kühnheit, ja Frechheit rühmen, alle Krankheiten heilen und die Verstorbenen zum Leben erwecken zu können, gelingt es ihnen, eine gewisse Anzahl einfältiger Leute zu fangen. Mag die Krankheit was immer für einen Ausgang haben, sie wissen sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Gelangt der Kranke zur Gesundheit, so verdankt er sie einzig den Gebeten der Mormonen; stirbt er, so liegt die Schuld am Mangel an Glauben bei dem Kranken oder bei einem seiner Verwandten; die Auferweckung der Todten aber findet bloß am Salzsee im großen Mormonenreich Amerika's statt, und dorthin suchen sie denn auch die Kanaken zu ziehen. Da die Sandwich-Insulaner an nichts so sehr hängen, wie an ihrem Leben und ihrer Gesundheit, begreift es sich, daß die Mormonenprediger Anhang gewinnen. Sobald ein Eingeborener im Geringsten krank ist, überläßt er sich ganz demjenigen, der ihm eine Aussicht auf Gesundheit gibt. Daher haben neben den Mormonen auch die äußerst zahlreichen Zauberer einen nicht geringen Einfluß. Äußerlich gehören diese Zauberer meistens irgend einer der protestantischen Sekten an; in der That sind es aber wirkliche Heiden, die mit ihren Arzneien tausenderlei abergläubische und heidnische Ceremonien verbinden; einige von ihnen versteigen sich sogar zu der Behauptung, das Christenthum trage die Schuld an den vielen früher unbekannten Krankheiten und an der großen Sterblichkeit; die heidnischen Götter ihrer Vorfahren seien viel mächtiger und besser, als der Gott der Christen. So wird hier die Krankheit für sehr Viele ein Anlaß zum Verderben.

Unterdessen streue ich nach besten Kräften den Samen des göttlichen Wortes aus in den mir anvertrauten Dörfern, und für den Erfolg meiner Predigt rechne ich vor Allem auf die Gebete des Vereines der Glaubensverbreitung. An Erfolg fehlt es denn auch nicht ganz; die Zahl meiner Christen wächst langsam, aber stetig, und augenblicklich muß ich meine Kapelle von Papaakoko vergrößern, die viel zu klein geworden ist. Mit Hilfe von Rollen haben wir bereits die alte Kapelle und das Missionshaus an einen besser gelegenen und geräumigeren Platz verschoben, und die Neophyten sind mit der Vergrößerung beschäftigt."

Ostindien.

Die Hungersnoth in Süd-Indien ist in beständigem Wachsthum begriffen; den neuesten Nachrichten zufolge müssen in den beiden Präsidentschaften Bombay und Madras mehr als zwei Millionen Menschen ganz auf Staatskosten ernährt werden, während andere zwei Millionen bei den aus Anlaß der Hungersnoth unternommenen öffentlichen Arbeiten ihr kärgliches Brod verdienen. Aber viele andere Millionen, namentlich von der Landbevölkerung, können weder auf die eine noch auf die andere Weise unterstützt werden. Das Elend ist so groß, daß jetzt auch in England das öffentliche Mitleid für die Hunger leidenden Bewohner Süd-Indiens in Anspruch genommen wird; auf Einladung des Lordmayors von London wurden in wenigen Tagen 100,000 Pfd. Sterl. (2,000,000 Mark) gezeichnet, aber was ist dieses für so Viele?

Wir fahren fort, im Anschluß an unsere frühere Darstellung der Noth (oben S. 157 ff.) einige Sätze aus den Briefen der Missionäre mitzutheilen. An erster Stelle geben wir einen Auszug aus den tagebuchartigen Aufzeichnungen des hochwürdigen Herrn Fourcade aus Alladhy vom 2.—12. Mai d. J.

„Alladhy, den 2. Mai 1877. 300 Katechumenen lernen ihre Gebete neben meiner Wohnung. Am Morgen ruft man mich, um 200 heidnischen Kindern die Taufe zu ertheilen, welche bald nach deren Empfang sterben. Am Abend begebe ich mich zu einer alten Heidin aus Tayur, welche von der Cholera befallen ist und mich zu sich hat bitten lassen. Ich taufe sie und verlasse sie in bewunderungswürdigen Gesinnungen des Glaubens und der Ergebung.

„Am 4. Mai. — Heute Morgen verlangte man mich für eine junge Heidin aus Sortur. Da ich sie nicht krank genug fand, so taufte ich sie nicht. Gegen Mittag eilt der Vater herbei und ruft: ‚Pater! das Kind stirbt!' In aller Eile begebe ich mich zu ihr, finde sie sterbend, vielleicht schon todt, und ertheile ihr bedingungsweise die Taufe.

„Bald darauf kommt mein Katechist. ‚Pater,' sagt er, ‚seien Sie nicht traurig. Diesen Morgen habe ich das Kind besucht, und da ich es sehr krank fand, so habe ich ihm die Taufe ertheilt.' ‚Du bist ein braver Katechist,' erwiedere ich ihm, ‚du befreiest mein Herz von einer gewaltigen Last!'

„Am 6. Mai. — Diesen Morgen gehe ich zum Katechumenen Mariannen, welcher gestern Abend erkrankte. Obgleich sein Zustand mir nicht sehr bedenklich erscheint, so taufe ich ihn doch; gegen Mittag meldet man mir seinen Tod. Zugleich wird Kuschandeh, ein schöner, kräftiger junger Mann aus Sortur, von Erbrechen befallen; deßgleichen eine Katechumenin aus Sittamur, Namens Parradi. Kein Zweifel ist mehr möglich: es ist die Cholera. Ich lasse die Leute von Sortur und Tayur zu mir kommen und erkläre ihnen: ‚Ich will euch taufen und diesen Abend könnt ihr nach Hause zurückkehren.' Ich enthülle die Statue vom heiligsten Herzen und falle wei-

nend auf die Kniee. Die Katechumenen fallen gleichfalls auf die Kniee und von allen Seiten erhebt sich der Ruf: ‚Jesus, rette uns! Jesus, rette uns!‘ Es sind ihrer 90; ich halte ihnen gerade eine Anrede, als man mich zu Kuschandeh und zu Parradi ruft. Kuschandeh ist am gefährlichsten krank; ich taufe ihn. Es war 1 Uhr Nachmittags. Ich komme zu meinen Katechumenen zurück; um 4 Uhr waren die 90 Taufen ertheilt.

„Ich gehe zum Topu und finde Parradi am Sterben. Sie ist Wittwe. Ihre vier kleinen Kinder werfen sich unter Thränen vor mir nieder, umfassen meine Füße und bitten mich, ihre Mutter zu retten. ‚Wir haben nur sie auf der Welt,‘ so sagt mir das älteste, ein Kind von zwölf Jahren. Ich taufe Parradi und ruhe ein wenig aus.

„Da kommen die Neugetauften aus Sortur und Tayur, welche heimkehren. Der Abschied von ihnen preßt mir das Herz zusammen, denn ich habe das Vorgefühl, daß ich manche dieser guten Leute erst im Himmel wiedersehen werde. Es bleiben noch 120 Katechumenen; sie erklären, daß sie nicht fortgehen werden, ohne die Taufe empfangen zu haben.

„Am 7. Mai. — Meine 120 Katechumenen stellen sich zur Taufe; die Feier beginnt um 8 und endigt um 11 Uhr. Am Nachmittag kommen sie, Abschied von mir zu nehmen. Sie werden sich in irgend einen Topu begeben; denn weil sie aus einem Orte kommen, in welchem die Cholera herrscht, so würde man sie in ihrem Dorfe nicht aufnehmen.

„Am 8. Mai. — Nach der Messe meldet man mir, daß die beiden Personen aus Tayur, welche am Vorabend getauft waren, im Todeskampfe liegen, und daß ein junger Mann, der Katechumene Puven, mich zu sich bitten läßt, um ihn zu taufen. Unterwegs erfahre ich den Tod der beiden Neugetauften, und etwas weiterhin stoße ich auf einige Männer, welche beschäftigt sind, die letzte Erde auf die Gräber zu werfen. Die Männer werfen sich mir zu Füßen und brechen in Thränen aus. Ich dränge meine Bewegung zurück und suche sie zu trösten; aber ihr Schluchzen verdoppelt sich. Um mich dieser Scene zu entziehen, gehe ich auf's Dorf zu. Die Frauen und Kinder laufen herbei und begrüßen mich nur durch ihr Schluchzen. Ich gehe zum Hause des Puven. Im Augenblick der Taufe kommen die Männer an und mengen ihre Thränen mit denen der Frauen und Kinder. ‚Pater,‘ sagen sie mir, ‚man verjagt uns überall gleich Verpesteten. Sehen Sie! Überall hat man Dornen aufgepflanzt, und um uns Lebensmittel zu verschaffen, müssen wir zwei oder drei Meilen weit gehen.‘ Ich rufe die Familienhäupter vor und theile ihnen Unterstützung aus. Ich befehle, ein großes Kreuz herzustellen und es in der Mitte des Dorfes aufzurichten. Es geschieht auf der Stelle. Ich segne es und Alles wirft sich auf die Kniee, um die Gebete zu sprechen. Ich verlasse diese guten Neophyten blutenden Herzens, aber die Seele voll Trost, denn die Prüfung, weit entfernt, ihren Glauben zu schwächen, entflammt ihn nur noch mehr.

„Gegen Mittag komme ich nach Alladhy zurück. Dort finde ich einen jungen Menschen aus Kunguarapethu. ‚Wir sind,‘ so sagt er mir, ‚am Ufer des Flusses unter den Bäumen. Man hat uns den Eintritt in's Dorf verwehrt. Mein kleiner Bruder, welchen Sie gestern nicht taufen wollten, weil sein Haupthaar dem Teufel geweiht ist, hat die Cholera. Kommen Sie, ihn zu taufen, wir haben ihm das Haar abgeschnitten!‘ Nach dem Essen mache ich mich auf den Weg. ‚Bei dieser Hitze diesen Weg machen, ist eine Thorheit!‘ so rufen die Christen. ‚Wir sind mitten in den Hundstagen, und der Pater, der an diese Sonne nicht gewöhnt ist, setzt sein Leben auf's Spiel.‘ ‚Pater,‘ entgegnet der junge Mann, ‚mein kleiner Bruder ist am Sterben. Ich fürchte, daß er vor unserer Ankunft schon todt ist. Kommen Sie rasch! Welches Unglück, wenn er ohne Taufe stürbe!‘

„Ich bedenke mich nicht länger und gehe. Man athmet nichts als eine glühende Luft; der Himmel, die Erde, Alles brennt. Ich komme gegen 3 Uhr zum Ufer des Flusses und es begrüßen mich etwa zehn Familien aus Kunguarapethu. Ihr Dorf liegt eine Meile weiter, aber man hat ihnen den Eintritt verwehrt. ‚Lebt das Kind noch?‘ ‚Ja, Pater, und es geht besser.‘ ‚Gott sei gelobt!‘ Die Mutter bringt mir das Kind und ich taufe es.

„Ich verbringe eine Stunde mit diesen Neophyten und vertheile einiges Geld unter sie; denn sie haben nur mich für ihren Unterhalt

„Am 9. Mai. — Man ruft mich von keiner Seite; aber die Katechumenen, welche in den Gebüschen der Umgegend zerstreut sind, kommen und bitten, daß ich ihnen etwas gebe, ihr Leben zu fristen, und ich gebe ihnen ein wenig Geld. Es sterben am Abend zu Alladhy eine Neophytin aus Tayur, die erste, welche getauft wurde, ein Kind aus Sittamur und ein anderes zu Vadhetaram.

„Am 10. Mai. — Ganz in der Frühe kommt man aus Sortur, um mich zu Ananden zu bitten, dem jüngsten Sohn von Kuschandeh. Ich gebe ihm die letzte Ölung und vertheile Unterstützung an alle Familien. Tayur ist nicht weit; ich gehe also durch dieses Dorf. Man empfängt mich noch ganz in Thränen. ‚Warum weinet ihr?‘ ‚Puven ist diese Nacht gestorben.‘ ‚Haben sich neue Cholerafälle gezeigt?‘ ‚Nein, Pater.‘ ‚Also Muth und Vertrauen auf Gott; hoffentlich wird das Übel hierbei stehen bleiben.‘ Und ich beginne ein wenig heiter zu sprechen. Man führt mir vier Kinder zu und ich taufe sie. Freude kehrt in die Herzen zurück. Ich kehre mit leichterem Herzen nach Alladhy zurück.

„Am 12. Mai. — Ananden aus Sortur ist gestorben.

Der Hunger wächst mehr und mehr wegen des Mangels von Regen; die Einsaat konnte nicht geschehen; überall Todte und Sterbende. Den ganzen Tag mühen die Armen sich ab, eine Handvoll Reis aus der Erde zu ziehen, welchen die Ameisen sich gesammelt haben. Glücklich diejenigen, welche deren Vorräthe entdecken! Wie Viele mühen sich vergeblich! Die Christen eilen zu Hunderten zu mir; ach! ich kann ihnen fast nichts geben. Die Heiden stellen sich gleichfalls massenweise, um sich unterrichten zu lassen, aber der Mangel an Hilfsmitteln hat Msgr. Laouënan genöthigt, uns die Annahme neuer Katechumenen zu verbieten. Mit Hilfsmitteln könnten wir während dieser Hungersnoth in sechs Monaten Dörfer bekehren, welche unter gewöhnlichen Umständen 50 Jahre Arbeit und große Kosten erfordern würden.

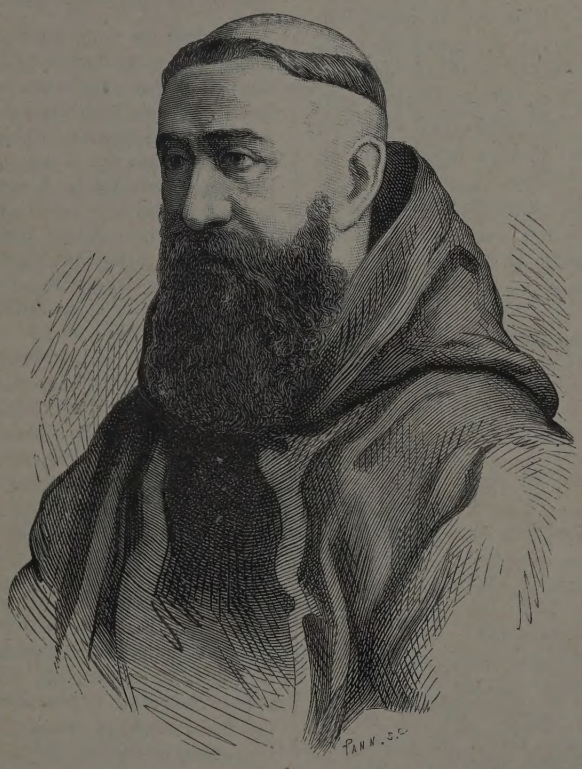
„Ich erfahre, daß die Cholera auch die 200 Katechumenen des Herrn Borey zu Tendivanam auf die Probe gestellt hat und daß die Opfer zahlreich sind. Aber nach der Taufe sterben, ist das nicht ein Gewinn?“

Wir haben jüngst mitgetheilt, daß der hochwürdige apostolische Vikar von Pondichery sich gezwungen gesehen hat, seinen Missionären die Annahme neuer Katechumenen zu verbieten; daß die Beobachtung

dieses Verbotes den Missionären sehr schwer, ja manchmal moralisch unmöglich ist, zeigt folgender Brief des Herrn Fourcade an Msgr. Laouënan vom 9. Juni d. J.:

„Ich muß mich bei Euer bischöflichen Gnaden anklagen, Ihr Verbot, keine neuen Katechumenen anzunehmen, oft übertreten zu haben. Ich befand mich und befinde mich noch jetzt mitunter in der moralischen Unmöglichkeit, Ihnen zu gehorchen. Die Hungerqual macht den Menschen zu einem Geschöpf, welches das Mitleiden dermaßen verdient, daß das Herz nicht im Stande ist, länger zu widerstehen.

„Seit Ihrem Verbote ist eine große Menge von Heiden zu mir gekommen; unter ihnen befand sich eine gute Zahl solcher, welche ich nicht als Katechumenen hatte einschreiben wollen, denen ich aber gesagt hatte, sie möchten kommen und lernen, und ich würde sie einschreiben. Sie kamen in der That. Da ich mein Wort nicht zurücknehmen konnte, so mußte ich sie annehmen. Andere, welche sich vor dem Verbote nicht gestellt hatten, kamen mit ihren Frauen und Kindern in mein Topu, und baten, in's Katechumenat aufgenommen zu werden. Anfangs schlug ich es ab und eine große Zahl kehrte um; aber die Unglücklichsten von ihnen sprachen: ‚Soll man einmal vor Hunger sterben, so ist's besser, beim Pater zu sterben!' Vielen von ihnen gab ich soviel, als sie an Lebensmitteln bedurften, um ihre Dörfer wieder zu erreichen. Andere weigerten sich hartnäckig, zurückzugehen. Ihr tiefes Elend, ihre Kinder, die vor Hunger weinten, die Beharrlichkeit, mit welcher sie mir während zwei oder drei Tagen folgten, brachten mich dazu, sie aufzunehmen. Ich kann die Zahl der Heiden, welche sich nach Ihrem Verbote einstellten, auf 4000 schätzen. Von diesen 4000 habe ich nur 200 aufgenommen.



P. Johannes Damascenus, aus dem Kapuzinerorden.

„Die so große Zahl der Zurückgeschickten wird Ihnen beweisen, gnädigster Herr, wie ich habe kämpfen müssen. Ich hatte gut sprechen, denn sie wollten nicht gehen. Sie warfen sich mir zu Füßen, weinten und sagten, ich sollte doch wenigstens Mitleid haben mit ihren Kindern. Es war ein beständiger Kampf zwischen dem Gehorsam, welchen ich Ihnen schulde, und dem herzzerreißenden Schauspiel, welches ich vor Augen hatte. Ich hoffe, Sie werden mir verzeihen, daß ich Ihnen ungehorsam gewesen bin.

„Ach! Wann werden uns die nothwendigen Unterstützungen zukommen, um das Werk der Heidenbekehrung fortzusetzen? Schreiben Sie nach Europa, sagen Sie, daß das Almosen für die Heidenbekehrung ein Liebeswerk ist, welches höher steht als alle übrigen!

„Der kürzlich gefallene Regen hat die Erde getränkt, ohne die Teiche zu füllen. Er hat wenigstens gestattet, die Einsaat vorzunehmen. Der anfangs gestreute Saamen hat gekeimt; der später gesäete ist bei unzureichender Feuchtigkeit wegen Mangels an Regen nicht aufgegangen. Die Pflanzer sagen, daß ohne baldigen Regen auch das, was gekeimt hat, vergehen wird. Bitten Sie Gott, gnädigster Herr, daß er diesen ersehnten Regen sende. Wenn er nicht kommt, so kann man sagen, daß fast sämmtliche Bewohner dieser Ortschaften verhungern werden. Der Hunger ist jetzt zur äußersten Höhe gestiegen. Viele Kinder und Greise sterben. Ohne den Reis, welcher uns aus der Nähe des Meeres zugeführt wird, wäre schon längst Alles dem Tode erlegen; aber dieser Reis ist so theuer, daß man mit vielem Gelde nur für wenige Bedürfnisse ausreicht. Ich verausgabe im Durchschnitt täglich 40 bis 50 Rupien (80—100 Mark); weniger kann man nicht ausgeben, wenn man treu auf seinem Posten verbleiben will. Mehrmals kam mir der Gedanke, zu entfliehen; aber was würde alsdann aus so vielen Neophyten? Hunger, Cholera und Blattern würden sie vielleicht in's Grab bringen ohne die letzten Sacramente. Und dann, soll man im Augenblicke der Gefahr die Flucht ergreifen? Ich bitte Sie, gnädigster Herr, zürnen Sie nicht, wenn ich viel ausgebe. Haben Sie Rücksicht auf die Bedrängniß dieser Zeiten!

„Seit September 1876 habe ich 1805 Heiden getauft."

Wie groß die Zahl derer ist, die sich zur Taufe melden, zeigen auch folgende drei Auszüge aus den Briefen anderer Missionäre. Herr F. Dupas schreibt unterm 18. Juni 1877 aus Cottapaléam:

„Während der letzten Tage habe ich etwa 40 Heiden getauft, und augenblicklich habe ich 50 Katechumenen, welche sich auf die Taufe vorbereiten. Es sind dieß die Parias, deren Verwandte und Freunde vor mehreren Jahren von Herrn Gandy bekehrt wurden. Schon seit längerer Zeit waren sie in ihrem Götzendienst wankend geworden und neigten zur christlichen Religion hin; der Hunger hat sie zum entscheidenden Schritt getrieben. Wenn diese günstige Stimmung fortfährt und die Mildthätigkeit uns die Mittel bietet, ihr zu Hilfe zu kommen, so können wir, Herr Gandy und ich, dieses Jahr vielleicht auf tausend Taufen rechnen."

Herr F. Darras schreibt unterm 26. Juni 1877 aus Settupattu:

„Überall Elend und Unglück, zugleich aber auch wie viel Tröstliches! Drei ganze Dörfer fanden sich ein und baten um einen Katechisten, der sie die Gebete lehren und sie auf die Taufe vorbereiten könne; und diese Bitte stellten sie ohne alle

Aussicht auf Unterstützung. Schon seit drei Monaten gehen sie mich um die Taufe an, ich hab' sie hingehalten und geprüft. Doch sie hielten fest und gaben mir die Erklärung: ‚Obgleich Sie uns nicht helfen können, so geben Sie uns wenigstens die Taufe, damit wir das Glück haben, in die christliche Religion aufgenommen zu werden. Wenn Gott uns Hilfe schickt, ist's gut, wenn nicht, so ist's gleichfalls gut. Wir haben unsere Hoffnung auf ihn gesetzt und sind überzeugt, er wird uns nicht verlassen. Wir begehren die Taufe, um für Gott zu leben oder zu sterben, nachdem wir seine Kinder geworden!' Solche Worte geben mir Muth. Ich kann doch nicht weniger Vertrauen auf die göttliche Vorsehung haben als sie! In diesen drei Dörfern gibt es tausend Seelen zu retten; sie liegen nahe bei Settupattu.

„Ich zweifle nicht, daß alle diese Ortschaften bald zur christlichen Religion übergehen werden, falls wir sie unterstützen können, auch wenn unsere Unterstützung nur gering ist. Und die Parias sind nicht die einzigen, welche so günstig gestimmt scheinen. Mehrere gute Kasten aus der Umgegend von Settupattu haben mich mit dem größten Wohlwollen aufgenommen, und während sie die protestantischen Prediger zurückweisen, erzeigen sie mir alle Arten von Aufmerksamkeit und Liebe. Sie haben mir auch den Platz zum Bau einer Kapelle angeboten, und es entstand sogar Streit zwischen zwei Dörfern, indem jedes derselben meine Wahl auf sich lenken wollte, um den durch unsern Gottesdienst geweihten Platz des Gebetes bei sich zu besitzen."

Am 28. Juni schrieb Herr Darras aus Velantanguel:

„Sie wünschen das Ergebniß meiner Arbeiten während der letzten zehn Monate! Hier ist es:

Ich habe getauft:

Zu Velantanguel	600	Heiden
Zu Settupattu das ganze Dorf	329	„
Zu Devigaburam	145	„
Zu Kolakravady	66	„
Zu Tatschambady	73	„
Zu Taveny	177	„
Zu Namattodu	121	„
Zusammen	1511	„

„Alle diese Dörfer liegen auf einem ziemlich beschränkten Umkreis. Diese armen Leute haben trotz der vollständigsten Entblößung ihre Gebete erlernt, zufrieden mit der geringfügigsten Hilfe, welche ich ihnen leisten konnte. Wenn ich ihnen sagte, ich könnte ihnen für die Zukunft nichts versprechen, so antworteten sie mir: ‚Pater, taufen Sie uns; das ist der Schatz, auf welchen es uns am meisten ankommt. Wenn wir uns nicht in der Lage befänden, in welcher wir eben sind, so würden wir nicht einmal irgend eine Unterstützung von Ihnen annehmen.'

„Mein Vaterherz hat oft zu leiden gehabt, wenn es die Armuth dieser Unglücklichen sah, welche meist nichts zu essen hatten als Wurzeln und Kräuter. Möge Gott sich ihrer erbarmen und sie erhalten! Sie werden ihm keine Rechenschaft abzulegen brauchen, ihr Vermögen schlecht angewandt zu haben oder taub gewesen zu sein gegen die bittende Stimme, welche sie zu ihrem Heile ruft. Was mich angeht, so bin ich glücklich, inmitten solchen Elends zu wohnen, weil es mir so viele Seelen zuführt, die ich retten kann. Noch glücklicher würde ich sein, wenn ich alle Heiden aufnehmen könnte, welche sich melden. Doch aus Mangel an Hilfsmitteln habe ich bereits mehr als vierhundert zurückweisen müssen."

Mesopotamien.

Mossul. (Das chaldäische Schisma.) Unsere Leser werden sich noch der traurigen Wirren erinnern, welche durch den Abfall des Patriarchen von Babylonien, Msgr. Audu, unter den chaldäischen Christen angestiftet wurden. Wir haben sie früher (1876 S. 209 ff. 221 ff.) besprochen. Seither ging der verirrte Oberhirte in sich: am 29. Januar d. J. nahm er, zum Zeichen seiner Unterwerfung, die vom heiligen Vater an die chaldäische Nation gerichtete Encyclica entgegen. Wir sehen uns heute in den Stand gesetzt, unsern Lesern einige, den weitern Verlauf jener Wirren betreffende Dokumente mitzutheilen. Das erste ist ein Brief aus Konstantinopel, vom 13. Juli d. J.:

„Endlich hat Msgr. Audu dem Drängen Msgr Lion's, des apostolischen Delegaten für Mesopotamien, und der Dominikaner-Missionäre von Mossul nachgegeben und seine Unterwerfung schriftlich bekundet. Aber ein Theil seiner Nation, mit den beiden Afterbischöfen von Saku und Amedeah, einigen unwürdigen Mönchen und einer Anzahl Laien an der Spitze, verharrte in der Auflehnung. Der Bischof von Saku begab sich nach Tilkef, setzte sich in den Besitz der Patriarchal-Wohnung und Kirche und ließ daselbst an Stelle der vertriebenen treuen Priester schismatische Mönche zurück; ja er hat sich sogar zum Patriarchen der Chaldäer ausrufen lassen.

„Zahlreiche Telegramme, denen später Petitionen mit einigen hundert, wahrscheinlich gefälschten Unterschriften nachfolgten, langten bei der Hohen Pforte an. Sie forderten die Entsetzung des Msgr. Audu: 1) weil er die Bestimmungen der Bulle Reversurus bezüglich der Bischofswahlen angenommen; 2) weil er es nicht verstanden, seine Rechte Malabar betreffend zu wahren; 3) weil er durch seine Nachgiebigkeit gegen Rom die Rechte des Sultans in Frage gestellt habe; 4) endlich, weil er in Folge vorgerückten Alters außer Stande sei, den Pflichten der Patriarchal-Würde zu genügen.

„Diese Beschwerdepunkte sind mit Ausnahme des letzten vollkommen identisch mit den seiner Zeit von den armenischen Schismatikern gegen Msgr. Hassun eingereichten. Jetzt handelte es sich darum, die Anerkennung seitens der türkischen Regierung des eingedrungenen Bischofs von Saku als chaldäischen Patriarchen durchzusetzen. Der Gouverneur von Mossul ward von den Schismatikern gewonnen und gab die Erklärung ab, Msgr. Audu habe seine und der Nation Rechte vergeben, er stehe unter dem Einfluß der französischen Missionäre, er habe allen Einfluß eingebüßt und eine mächtige Partei gegen sich aufgereizt.

„Es fehlte dem Patriarchen an einem Sachwalter bei der Hohen Pforte, der die Verleumdungen der Gegner widerlegt, die Minister über den Sachverhalt aufgeklärt und der unirten chaldäischen Kirche zu ihrem Rechte verholfen hätte. Er wandte sich darum, gleichzeitig mit Msgr. Lion, an Msgr. Asarian, den Patriarchal-Vikar Msgr. Hassuns, und dieser übernahm die verlangte Vermittlung. Die Schwierigkeit lag darin, für dieselbe die officielle Anerkennung der Pforte zu erwirken. Bei den mit den Angelegenheiten der nichtmuselmännischen Bekenntnisse betrauten Behörden stieß die Anerkennung Msgr. Asarians auf beharrlichen Widerstand, bis endlich Safvet Pascha ein Ende machte, indem er dem Prälaten ein officielles Siegel mit der türkischen Inschrift übersandte: ‚Msgr. Stephan Asarian, Prokurator des Patriarchen der Chaldäer.'

„Sofort setzte sich der neue Prokurator mit der Hohen Pforte einer- und den Msgrs. Audu und Lion andererseits in Verbindung; häufige Telegramme wurden mit Letzteren gewechselt, während mehrere Noten die Regierung über die Umtriebe der Gegner aufklären sollten. Mehrere telegraphische Weisungen ergingen an den Gouverneur von

Mossul, der Auflehnung entgegenzutreten, die Auctorität des rechtmäßigen Patriarchen zu schützen, die Anmaßungen des Eindringlings zurückzuweisen. Der Gouverneur suchte sich den erhaltenen Befehlen zu entziehen. Jakobiten und Nestorianer machten mit ihm und den abgefallenen Chaldäern gemeinschaftliche Sache, die Gönner in Konstantinopel ließen nichts unversucht, das verhaßte chaldäische Patriarchat zu Falle zu bringen, wie ehedem die Kupelianer das armenische Patriarchat zu Falle gebracht hatten. Hoffen wir, daß die türkische Regierung nicht noch einmal sich täuschen läßt, sondern dem neuen Schisma die Anerkennung versagen wird. Vor Allem aber müssen der Patriarch, die Bischöfe, der Klerus und die Gläubigen sich fest zeigen in der Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl und die weisen Rathschläge des apostolischen Delegaten befolgen.

„Die abtrünnigen Chaldäer hatten auch in der Diözese Diarbekir einige Anhänger gewonnen, so daß daselbst Unruhen zu befürchten standen, welche mit der Vertreibung des apostolischen Verwesers und Erzbischofs von Amedea, Msgr. Chayyath, endigen konnten. Der durch seine Feindseligkeit gegen die Franken, und namentlich gegen Msgr. Lion und die Katholiken, nur zu bekannte Gouverneur Abdul-Rhaman Pascha hätte jedenfalls hierzu bereitwillig die Hand geboten. Um dieser Gefahr zuvorzukommen, erwirkte Msgr. Asarian auf Betreiben Msgr. Audu's einen kaiserlichen Berat, welcher Msgr. Chayyath sämmtliche Privilegien und Immunitäten zuerkannte, die von Alters her mit dem Titel eines chaldäisch-katholischen Erzbischofs von Diarbekir verbunden waren.

„Durch seine Besorgniß erregenden Berichte hat es der Gouverneur von Mossul dahin gebracht, daß Safvet Pascha aus Furcht ernstlicher Unruhen und selbst eines blutigen Zusammenstoßes es nicht wagt, energisch gegen die abtrünnigen Chaldäer vorzugehen. Er sowie der Großvezier befürchten einen Auflauf, falls man den eingedrungenen Bischof gefänglich einzuziehen versuchte. Und doch, nur energisches Eingreifen kann dem Unfug ein Ende machen.

„So besteht denn dermalen die chaldäische Kirche einen Kampf mit dem Schisma, gerade wie vor Kurzem die armenische Kirche, mit dem Unterschiede jedoch, daß die Pforte das chaldäische Schisma noch nicht anerkennt, während sie der armenisch-katholischen Kirche die staatliche Anerkennung entzogen und den Eindringling Kupelian anerkannt hat."

Mit den chaldäischen Wirren hängen die Unruhen an der Malabarküste in Indien auf's Engste zusammen. Über den Stand der Dinge daselbst benachrichtigt uns Msgr. Mellano aus dem Orden der unbeschuhten Karmeliten, apostolischer Vikar von Verapoly, in einem aus dieser Stadt vom 2. Juni d. J. datirten Schreiben.

„Seit der Ankunft des (schismatischen) Bischofs Mellus hat das Schisma in den meiner Jurisdiktion unterworfenen Kirchen von Malabar keinerlei Fortschritt mehr gemacht; nur wenige Pfarreien haben ganz vereinzelte Verluste aufzuweisen. Dafür erweiterte sich die Kluft immer mehr, welche die bereits Abgefallenen von uns trennte. Mellus verkündete ein neues Evangelium, und die von ihm geweihten Priester, Alles ungebildete und unwissende Leute, laufen von einer Kirche zur andern und machen für ihn Propaganda. Wir dagegen haben nunmehr die Zuversicht gewonnen, das Schisma, wenn auch nicht baldigst verschwinden zu sehen, so doch wirksam zu bekämpfen.

„Am vergangenen 17. März schrieb mir der apostolische Delegat für Mesopotamien, Msgr. Lion, daß Msgr. Audu am 23. Januar die Encyclica des heiligen Vaters an die chaldäische Nation entgegengenommen und sich entschlossen hatte, die Bischöfe Mellus und Jakob Philipp, sowie deren Begleiter zurückzurufen. Unglücklicher Weise war der Patriarch eben krank und konnte darum den Abberufungsbrief nicht selber schreiben. Am 2. März diktirte er denselben seinem Secretär in arabischer Sprache, setzte seine Unterschrift und sein Siegel darunter und übersandte ihn als Pfand seiner Unterwerfung dem apostolischen Delegaten, mit dem Versprechen, eigenhändig zu schreiben, sobald er wieder hergestellt sein würde. Drei Wochen später schrieb der schwerkranke Patriarch, nochmals durch Vermittlung seines Secretärs, einen zweiten Brief. Derselbe war dießmal in chaldäischer Sprache verfaßt, übrigens mit dem ersten gleichlautend, trug Siegel und Unterschrift und zu Anfang die Worte: ‚Ich hoffe, Sie haben mein Schreiben vom 2. März empfangen, in welchem ich Ihnen befahl, Malabar zu verlassen.'

„Als ich diesen Brief des Patriarchen erhalten hatte, berief ich sämmtliche syrische Priester aus der Nachbarschaft und ließ ihnen denselben vorlesen. Ich selbst nahm mir von demselben eine genaue Abschrift und schickte ihn dann an Msgr. Fennelly, apostolischen Vikar von Madras, auf daß er ihn dem damals in dieser Stadt weilenden Msgr. Mellus zukommen ließe. Dieser stellte eine Empfangsbescheinigung aus.

„Wird er jetzt dem Patriarchen gehorchen? Wir wissen es nicht! In Mossul geht, wie mir Msgr. Lion schreibt, das Gerücht, die beiden eingedrungenen Bischöfe hätten an Msgr. Audu die Frage gerichtet, um welches Grundes willen er sie abberufe; sie hätten erklärt, sie erwarteten nur noch einen Brief von seiner Hand, ehe sie zurückkehrten. Doch scheint dieses Gerücht unbegründet, da, wie Msgr. Fennelly mir meldet, Bischof Mellus den beiden Missionären, die ihm das Schreiben des Patriarchen überbrachten und ihn zur Unterwerfung aufforderten, geantwortet hat, er ersehe aus dem Schreiben nicht zur Genüge, daß der Patriarch die Auctorität des Papstes anerkenne, und er gedenke deßhalb Malabar nicht zu verlassen, so lange er daselbst noch Anhänger habe.

„Das ist die Sachlage. Seit zwei Monaten befindet sich Bischof Mellus in Madras, wo er gegen ein Erkenntniß des Gerichtshofes zu Calicut Appellation eingelegt hat. Es handelte sich um eine syrische, meiner Jurisdiktion unterstehende Kirche, welche die Schismatiker an sich gerissen hatten. Der Gerichtshof zu Calicut verurtheilte dieselben zur Zurückgabe der Kirche und in die Kosten. Erst im Juli kommt die Sache in zweiter Instanz zur Verhandlung und so lange wird Bischof Mellus jedenfalls bleiben. Verliert er, wie vorauszusehen, den Prozeß auch dann, so wird er vielleicht nach Hause gehen.

„Ich ließ in unserer malabarischen Zeitung, der ‚Stimme der Wahrheit', den Abberufungsbefehl des Patriarchen Msgr. Audu in chaldäischer und malabarischer Sprache veröffentlichen; diese Veröffentlichung mag dem unseligen Mellus die Maske herunterreißen; Alle, die es redlich meinen, werden ihren Irrthum einsehen müssen und in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehren."

Wie man uns aus Mossul vom 8. Juli mittheilt, steht Msgr. Audu fest auf dem wiedergewonnenen richtigen Standpunkt; leider aber will sich ein Theil seiner früheren Heerde ihm noch immer nicht unterwerfen. Unterstützt von der türkischen Lokalbehörde, führen die Abtrünnigen einen wirklich diabolischen Krieg gegen ihren rechtmäßigen Oberhirten. „Weder Patriarch, noch Bischof, noch Priester," heißt es in diesem Briefe, „wird mehr beachtet; an Excommunikation und Interdikt stört man sich nicht; und die Civilbehörde, welche das durch viele Fermane anerkannte Recht des Patriarchen vertheidigen sollte, unterstützt die Empörer gegen dessen Auctorität." Wie wir aus einem Brief aus Werapoly vom 3. August d. J. ersehen, hat der zweite der eingedrungenen Bischöfe, Msgr. Jakob Philipp, sich am 29. Juli d. J. unterworfen und erwartet zu Aullur den apostol. Delegaten, Msgr. Meurin, um von ihm wieder in die Kirche aufgenommen zu werden.

Miscellen.

P. Johannes Damascenus. In der Februarnummer d. J. (oben S. 38 ff.) theilten wir eine Skizze über Zeilah mit, welche wir den Briefen des hochw. Kapuzinerpaters Johannes Damascenus entnahmen. Am Schlusse fügten wir hinzu, daß der eifrige Missionär sich einer Gesellschaft italienischer Geographen angeschlossen habe, um mit ihnen nach Schoa vorzudringen und so in die ihm angewiesene Mission zu gelangen. Leider hat er sein Ziel nicht erreicht; in der Nacht vom 23. auf den 24. Mai erlag er auf der Reise einem Choleraanfalle. Am 25. December 1835 in der Diöcese Bayeux geboren, wurde er nach den gewöhnlichen Studien im Jahre 1860 zum Priester geweiht und war einige Jahre als Vikar in einem Dörfchen seiner Heimathdiöcese thätig; allein er wünschte sich den auswärtigen Missionen zu widmen und trat deßhalb am 15. August 1867 zu Aix in den Kapuzinerorden. Nach Ablegung seiner Gelübde hoffte er gleich in die Mission zu den Gallas abreisen zu können, wohin ihn der apostolische Vikar, Msgr. Taurin, sein früherer Professor und Freund, dringend einlud. Jedoch sein Wunsch und seine Hoffnung wurden erst im Jahre 1874 erfüllt. Am 8. November d. J. schiffte er sich nach Aden ein; von dort versuchte er vergebens, zunächst im Januar 1875, sowie im Januar 1876 durch Abyssinien zu den Gallasnegern vorzudringen; bei seinem dritten Versuch von Zeilah aus erreichte ihn der Tod. R. i. p.

Für Missionszwecke.

	Mark.
Für die dürftigsten Missionsposten:	
Von K. Oppermann in Duderstadt: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns!“	15.—
Von W. Schmitz, Rektor in Altendorf b. Essen	100.—
Durch Coop. Fr. Sch. in H.	500.—
Für die hungernden Christen in den Vikariaten Süd-Indiens:	
Von T. T. in Schlesien, durch P. Merkel S. J. in Krakau	320.—
Aus Münster	350.—
Von B. W. in Bamberg	190.50
Von A. B. aus Rottenburg	20.—
Von A. Spauke, Kaplan: „In honorem ss. Angelorum“	10.—
Aus Bielitz	20.—
Von N. N. in Passau	54.—
Von N. N. in Borken	100.—
Von B. und H. in Evenswinkel	25.—
Von Josepha Beier in Bamberg, durch P. Berthold in Bamberg	100.—
Von J. Kostka in Menden	30.—
Von Dr. G. und J. B.	16.—
Von X. in Goch	30.—
Von Gräfin M. N. in Tournai . . . . . Fr. 100.	80.—
Von W. R. in R. a. D.	5.—
Von † Emerentia Miller, durch Kpl. Remlinger in Ertingen	16.30
Durch Kpl. Remlinger in Ertingen	16.—
„Unser Vater! Zukomme uns Dein Reich“ . . . Fr. 625.	500.—
Aus Ermland: „Virgo sine macula concepta, ora pro nobis!“	100.—
Von Kpl. Jülkenbeck in Münster i. W.	12.30
Von S. Zuszczak in Usciejezuickie (Galizien) . ö. W. fl. 5.	8.53
Von Beneficiat Drechsler in Wolfakirchen	22.60
Von Dompräb. Nostadt in Mainz	5.—
Von A. N. in Münster	150.—
Von Domcapitular Dr. Lämmer in Breslau	20.—
Aus Wertheim	300.—
Von der Familie Nilles in Borg	32.50
Durch die Redaktion des „Sendboten“ in Innsbruck ö. W. fl. 727.	1255.56
Für die armen Christen in Pondichery:	
Von A. P. und C. H.	20.—
Von C. K. in Schr.	110.—
Von Kaplan Günther in Nieheim: „Ich war hungrig und ihr habt mich gespeist“	12.—
Aus dem Rheingau: „Esurientes implebit bonis“	30.—
Von Prof. Dr. J. Ruzsicska in Budapest, durch U. Moser in Graz . . . . . ö. W. fl. 10.	17.14
Von Ungenannt in L.	40.—
Von H. J. B. in Deutz	5.—
Von A. Reber, Pfr. in Rollingerond	100.—
Von A. Pletsch in Salzburg . . . . . ö. W. fl. 2.	3.33
Von Anna Sparrer in Altötting	3.50
Durch die Redaktion des „Sendboten“ in Innsbruck ö W. fl. 10.	17.28
Für die hungernden Christen in Coimbatur:	
Von Ungenannt in L.	40.—
Von H. J. B. in Deutz	5.—
Für die hungernden Christen in Madras:	
Von Ungenannt in L.	40.—
Von H. J. B. in Deutz	5.—
Für die hungernden Christen in Madura:	
Von Ungenannt in L.	40.—
Von Th. Kr. in Berg b. München	20.—
Von H. J. B. in Deutz	5.—
Von E. S.: „Sancta Maria, ora pro nobis!“	20.—
Für die Mission in den 24 Pergumah's im apostol. Vikariat Calcutta:	
Von Josepha Beier in Bamberg, durch P. Berthold in Bamberg	100.—
Für die von der Hungersnoth Betroffenen in Schan-tong (China):	
Von K. A. B. H.	2.—
Für die Heimgesuchten in Ost-Sutschuen (China):	
Von K. A. B. H.	2.—
Für die Mission in Japan:	
Durch die Redaktion des „Sendboten“ in Innsbruck ö. W. fl. 15.	25.91
Für die Mission Atticadu auf der Insel Ramseran:	
Durch die Redaktion des „Sendboten“ in Innsbruck ö. W. fl. 7.	12.09
Für die Mission Stanley auf den Falklandsinseln:	
Durch die Redaktion des „Sendboten“ in Innsbruck ö. W. fl. 7.	12.09
Für arme römisch-katholische Priester in Persien:	
Durch Coop. Fr. Sch. in H.	50.—
Von Pf. Kościemski in Barlozno	36.—
Für die in Sibirien nothleidenden Priester:	
Von Vikar H. Kl. in F. bei W—r—	12.—
Für die nothleidenden Priester des Libanon:	
Durch Coop. Fr. Sch. in H.	50.—
Für die Aussätzigen auf Madagascar:	
Durch Coop. Fr. Sch. in H.	50.—
Von Pfr. Bitter in Bausenhagen	6.—
Von Ungenannt in Ehingen a. D.	100.—
Für P. Horner in Sansibar:	
Von Ungenannt in Ehingen a. D.	100.—
Für Banane (Westafrika):	
Von K. A. B. H.	1.—
Für die katholischen Anstalten auf Trinidad:	
Von K. A. B. H.	4.—
Für das deutsch-österr. Missionshaus in Steyl in Holland:	
Durch Coop. Fr. Sch. in H.	100.—
Für das amerikanische Seminar in Löwen (Belgien):	
Von Pfr. Jansen in Frielingsdorf	3.—
Für den Franciscus-Xaverius-Verein:	
Von N. N. in Passau	11.—
Durch Coop. Fr. Sch. in H.	100.—
Von Pfr. Bitter in Bausenhagen	6.—
Von der Herz-Jesu-Bruderschaft in Lemberg ö. W. fl. 37. 50 kr.	64.88
Für den St. Bonifacius-Verein:	
Durch Coop. Fr. Sch. in H.	100.—
Von Luzia Buck, durch Kpl. Remlinger in Ertingen	3.—
Für den Kindheit-Jesu-Verein:	
Durch Coop. Fr. Sch. in H.	100.—
Von Pfr. Bitter in Bausenhagen	15.—
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Durch Pfr. Schmitt in Schwabsberg	20.—
Durch P. C.	49 80
Von S. H. in München, durch Herder & Co. in München	20.—
Von Stadlmair, Dechant in Mayen	55.—
Durch P. C.	23 80
Durch Coop. Fr. Sch. in H.	100.—
Aus Nattenhausen	12.—
Von Ungenannt in L.	40.—
Von Ungenannt in Ehingen a D.	200.—
Von Ignaz Danzer in Freising	18.—
Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Von St. in H., durch Herder & Co. in München	10.—
Durch Coop. Fr. Sch. in H.	100.—
Für das katholische Waisenhaus in Bethlehem:	
Durch Coop. Fr. Sch. in H.	100.—
„Unser Vater! Zukomme uns Dein Reich“ . . . Fr. 143.13	114.50
Für die Waisenanstalten des P. Ratisbonne in Jerusalem:	
Durch Pfr. Schmitt in Schwabsberg	16 —
Durch Coop. Fr. Sch. in H.	100.—
Von Pfr. A. in R., Erzdiözese Köln	50.—
Von † Emerentia Miller, durch Kpl. Remlinger in Ertingen	16.30
„Unser Vater! Zukomme uns Dein Reich“ . . . Fr. 143.12	114.50
Durch die Redaktion des „Sendboten“ in Innsbruck ö. W. fl. 20.	34.55
Für verschiedene Zwecke:	
Von J. G. in Troppau	40.—
Von Dr. Dreher in Sigmaringen	30.—
Von H. B. in D.	6 —
Durch Coop. Fr. Sch in H.	172.08
Von Pfarrverw. Buisson in Waldulm	1.—
Von Pfr. Bäumer in Belmiche	20 —

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Huttet, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden).
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.